Aufbrüche

Geschichte der Trierer Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament

Leben und Spiritualität ihrer Ordensgründer

Aufbrüche

© Benediktinerinnen Trier 2012

Aktualisiert 2016

Sr. Mirijam Schaeidt OSB

Aufbrüche

Geschichte der Trierer
Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament

Leben und Spiritualität ihrer Ordensgründer

Inhalt

Einleitung **7**

Die Ordensgründer **9**

Benedikt von Nursia 9
Mechtilde Catherine de Bar 11

Kurze Geschichte des Institus nach M. Mechtildes Tod **15**

Bis zur Französischen Revolution 15
Nach der Französischen Revolution 15
Bis zum „Kulturkampf“ (im deutschsprachigen Raum) 16
Nach dem „Kulturkampf“ (im deutschsprachigen Raum) 16
Das Institut heute 17

Geschichte des Klosters „Bethanien“ in Trier **18**

Vorgeschichte 18
Die Anfänge 23
Vertreibung 26
Rückkehr 28
Verwurzelung 31
„Stabilitas loci“ oder neuer Aufbruch? 34
Mut zum Neuen 41
Blütezeit 43
Dunkle Zeiten 50
Wiederaufbau 56
Neuorientierung 60
Ausblick 63

Spiritualität **67**

Was ist Spiritualität? 67
Die Bewegung der Liebe Gottes 68
Benedikts Blick auf Jesus Christus 69
Mechtildes Blick auf Jesus Christus 71
Und unser Blick auf Jesus Christus? 78

Literatur **81**

Archivalien **83**

Anmerkungen **84**

Einleitung

Der christliche Glaube lebt nicht nur von klar verstandenen Lehren und gepflegten Liturgien, nicht nur von Moral und Aktion, noch nicht einmal nur von Gebet und Heiligem Geist.

Er lebt ebenso von zurückgelegten Wegen, von ausgetretenen Sandalen, von verlorenen Dingen, von Blicken und von Begegnungen. Vor allem aber lebt er von Geschichten, die man sich weitererzählt – um der frohen Botschaft willen. Er lebt von gemeinsam Erlebtem, gemeinsam Durchgestandenen, aber auch von mancher stillen Einsamkeit. Er lebt von Bewährung und Hoffnung, von Abgründen, die zu neuen Brunnenstuben werden, von unerwarteten Aufbrüchen – und von der Erinnerung daran.

Von diesen Geschichten möchten wir Ihnen erzählen. Sie geben Zeugnis von der Kraft des Glaubens in politisch sehr bewegten Zeiten und können uns für die heutigen Wege im Glauben, Hoffen und Lieben ermutigen, die wir zu gehen haben – ob im Kloster oder anderswo.

Ich wünsche Ihnen viel Freude auf dieser faszinierenden Reise durch die Zeiten auf spannenden Wegen des Glaubens!

Sr. Mirijam Schaeidt OSB

Trier, am Fest Unsrer Lieben Frau in Jerusalem, 21. November 2012

Die Ordensgründer

Benedikt von Nursia

Hinter der Geschichte jeder Klostergründung stehen Blicke: Anblicke, Durchblicke, Lichtblicke, Tiefblicke, Aufblicke, Weitblicke, Ausblicke. Da ist zuallererst das Antlitz Christi, das jeden Menschen liebend ansieht und ihm damit An-sehen schenkt, da sind Gesichter von Menschen, die von dieser Liebe Christi mitten ins Herz getroffen sind, die die Nöte ihrer Zeit sehen und eine Antwort darauf zu geben versuchen. Da sind die Ordensgründer, die leidenschaftlich Ausschau nach Gott halten, die horchen, wahrnehmen, wagen – auf Gottes Wort hin. Da sind die vielen Menschen, die ihren Spuren folgen, weil sie eine Perspektive für sich, für die Kirche, für die Welt sehen, von Gründung zu Gründung, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis hin zur konkreten Trierer Gründung, von der wir hier erzählen wollen. Doch lassen Sie sich erst einmal kurz mitnehmen in eine Zeitreise quer durch die Jahrhunderte und quer durch Europa. Denn ohne diese Geschichte gäbe es keine Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament in Trier.

Beginnen wir mit der Zeit der Völkerwanderung, am Ende des Römischen Reiches, als die Spätantike langsam ins Mittelalter übergeht. Benedikt, ein Junge in Nursia[1] in Italien, blickt selbstvergessen auf die hohen Bergkämme, die seine Heimatstadt umgeben, lässt den Blick an den steilen Hängen entlang in die dunklen Täler gleiten, um dann wieder zu den sonnigen Gipfeln aufzublicken, und macht sich tiefe Gedanken über Gott und die Welt. Von der Unruhe seiner Zeit weiß das Kind, das zusammen mit seiner Zwillingsschwester Scholastika 480 in einer christlichen Familie des beschaulichen Städtchens zur Welt gekommen ist, noch nichts.

Bei seinem Studium in Rom wird der junge Benedikt wenige Jahre später mit den Geistesströmungen und der allgemeinen Orientierungslosigkeit seiner Zeit heftig konfrontiert. Die Sittenlosigkeit, die er um sich herum im quirligen Rom sieht, stößt ihn ab. Auf der Suche nach Sinn und Orientierung spürt er eine große Sehnsucht nach Wahrheit, nach Klarheit, nach Ordnung, nach wahrem Leben, nach Gott, auf den er aufmerksam hören möchte. In der lauten, schrillen Großstadt ist das Hören auf Gott dem nachdenklichen Studenten aber kaum möglich. Entschlossen hängt er trotz brillanter Begabung sein Studium an den Nagel und geht in die Einsamkeit.

Drei Jahre verbringt Benedikt, der Sohn aus wohlhabender Familie, unter einfachsten Bedingungen in einer Höhle bei Subiaco. Seine Tage lebt er im Rhythmus von Gebet und Arbeit. Er ist glücklich, Gott, nach dem er sich sehnt, das Ohr seines Herzens beständig neigen zu können, ohne ständig dabei abgelenkt zu werden. Aber er wird um so mehr kompromisslos mit sich selbst konfrontiert: mit den eigenen Abgründen, mit Grenzen und unverarbeiteten Erfahrungen, wie sie jeder Mensch verborgen in sich trägt. Er reift dabei immer mehr seiner Berufung entgegen – nicht ohne Kampf, aber auch nicht ohne Hoffnung.

Hirten entdecken ihn und vertrauen ihm ihre Probleme an. Sie fühlen sich von ihm verstanden und angenommen. Man erzählt es sich weiter, sein Ruf breitet sich aus, und bald wird er gebeten, die Leitung des nahegelegenen Klosters Vicovaro zu übernehmen. Er versucht es, doch ohne Erfolg. Benedikt ist den dortigen Mönchen zu kompromisslos, sie ihm zu bequem und hinterhältig, zu wenig bereit zur Umkehr. Sie entwickeln Hass auf ihn und versuchen ihn sogar zu vergiften. Benedikt verlässt Vicovaro und gründet selber zwölf kleine Gemeinschaften in der Umgebung, die er leitet. Er stößt dabei immer wieder auf Schwierigkeiten wie Neid, Widerstände und Intrigen. Doch er lässt sich nicht beirren.

529 zieht er mit einer kleinen Schar von Mönchen nach Cassino, südlich von Rom, wo er auf dem Monte Cassino ein Kloster erbaut. Dort schreibt er nach vielen Jahren der Erfahrung in der Leitung der Gemeinschaft die „Regel“ für die Gemeinschaft, die aus 73 meist kurzen Kapiteln besteht. Sie sollen als Weisung für das monastische Leben dienen, als Hilfe, um einen guten Anfang auf der Suche nach Gott zu finden. Sie betreffen die innere Haltung vor Gott, das Gebet, die Organisation des klösterlichen Alltags im Rhythmus des „Ora-et-labora“ (bete und arbeite), die Verbindungen nach außen (Gastfreundschaft), die Beziehungen untereinander.

Auch seine Schwester Scholastika lebt nach dieser Regel in einer Frauengemeinschaft, von der aus sie ihren Bruder jedes Jahr besucht. Sie lebt sie, aber als Frau, mit eigenen Akzenten, wie es bei den Begegnungen der beiden deutlich wird.

Am 21. März 547 stirbt Benedikt auf dem Monte Cassino. Seine Lebensform verbreitet sich rasch in ganz Europa aus. Seine Schwestern Scholastika wird zu einer wichtigen Bezugsperson des weiblichen monastischen Lebens, das die religiöse und zivilisatorische Entwicklung auf unserem Kontinent bis heute zusammen mit dem männlichen Mönchtum geprägt hat. Inzwischen gibt es Benediktinerinnen und Benediktiner auf der ganzen Welt.

Mechtilde Catherine de Bar

Wir machen jetzt einen großen Sprung von über tausend Jahren und vielen Kilometern bis nach Nordostfrankreich. Das Mittelalter, in dem die Klöster eine zentrale Rolle spielten, ist endgültig vorbei, die Neuzeit ist längst im Gange. „Aufklärung“ liegt im Morgengrauen. Es ist der 11. Juli 1640. Im Kloster der Benediktinerinnen von Rambervillers in Lothringen legt eine junge Frau ihre benediktinische Profess ab. Die 25-Jährige, die mit ausgebreiteten Armen und den entschlossenen Blick zum Altar hin gerichtet freudig ihr

„Suscipe“ singt, hat bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. Wer ist diese Frau?

Catherine, wie sie mit Taufnamen heißt, erblickt das Licht der Welt am 31. Dezember 1614 in St. Dié (Lothringen), als drittes der insgesamt sechs Kinder der Landadligen Jean de Bar und Marguerite de Guillon. Als Kind ist sie oft krank, zeitweise sogar blind. In dieser Zeit schaut sie vor allem nach innen, in die Tiefe, wo sie nichts sieht und doch mehr erkennt, als Sehende sehen können. Ihre Mutter stirbt, als Catherine noch minderjährig ist. In ihrer Not vertraut sie sich der Gottesmutter an und erwählt sie als ihre Mutter. Diese Erfahrungen wecken in dem vielseitig begabten Mädchen schon früh ein tiefes Gespür für die Gegenwart Gottes in ihrem Leben und eine ausgeprägte Sehnsucht nach Gott, nach Gebet.

Mit sechzehn Jahren tritt Catherine in den Orden der Annunziatinnen in Bruyères ein. Die Wahl des Ordens hat sie ihrem Vater überlassen, um es ihm nicht so schwer zu machen. Doch bald bricht die Pest im Kloster aus. Die junge Novizin bleibt als einzige gesund, leidet aber sehr unter der bedrückenden Situation während der Epidemie, die alle Schwestern bis auf fünf hinwegrafft, und unter der mangelnden Ausbildung im Noviziat. Erneut vertraut sie sich der Gottesmutter an und erwählt sie als ihre „Novizenmeisterin“. Noch schlimmer sind jedoch die Bedrohungen durch den „Dreißigjährigen Krieg“ (1618-1648), der seit Anfang der 1630er Jahre auch in ihrer Heimat Lothringen tobt. Catherine und ihre überlebenden Mitschwestern müssen ab 1635 mehrmals von Ort zu Ort fliehen, ihr Kloster wird völlig niedergebrannt. Schließlich finden sie Zuflucht bei den Benediktinerinnen von Rambervillers.

In Rambervilllers lernt Catherine die Regel Benedikts kennen. Sie setzt sich jede freie Minute mit dem Text auseinander und fühlt sich zutiefst angesprochen. Nach einer Zeit der Prüfung entscheidet sie sich, in den Benediktinerorden überzutreten. Dort erhält sie als neue Namenspatronin die heilige Mechtild.

Nach der Profess kann sie jedoch nur wenige Wochen im monastischen Rhythmus des „Ora et labora“ in ihrem neuen Kloster leben. Krieg und Hunger verfolgen die Schwestern auch hier. Mechtilde flieht mit einigen Mitschwestern über einige Umwege nach Paris, wo sie zunächst für ein Jahr in der großen Reformabtei der Benediktinerinnen auf dem Montmartre bleiben kann. Nach weiteren Zwischenstationen in verschiedenen Klöstern und Hospizen lässt sie sich schließlich mit ihren Mitschwestern in der rue du Bac in Paris nieder. Dort wird sie bald von frommen adligen Damen „entdeckt”, die der mittellosen Flüchtlingsgemeinschaft großzügig helfen. Bald entstehen tiefe Freundschaften, und eines Tages tragen die frommen Damen an Mechtilde den Wunsch heran, angesichts des Glaubensmangels und der häufigen Entehrungen der Eucharistie in den fürchterlichen Kriegszeiten eine benediktinische Kongregation zu gründen, die sich besonders der Anbetung des in der Eucharistie gegenwärtigen Herrn widmet. Mechtilde ist von der Idee begeistert, da ihr die Eucharistie sehr am Herzen liegt, zögert aber, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Nach viel Zureden erklärt sie sich schließlich bereit, es zu versuchen, weil sie Gottes Führung darin erahnt.

Am 14. August 1652 wird der Gründungskontrakt zwischen den Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung des Hlst. Sakramentes in Paris und den frommen Stifterinnen unterzeichnet. Dieser Kontrakt betrifft die Zielsetzung und die finanzielle Absicherung des Werks, für die die adligen Damen aufkommen wollen.

Sobald die notwendigen Genehmigungen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit erfolgt sind, wird das Allerheiligste in der rue du Bac am 25. März 1653 zum ersten Mal ausgesetzt. Dieser Tag wird in die Geschichte eingehen als der Gründungstag des Instituts der „Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung des Hlst. Sakramentes“.

Ein Jahr später verlässt die Gemeinschaft die armselige Behausung der rue du Bac und zieht in ein neues Kloster in die Pariser rue Férou ein. Am 12. März 1654 wird dort die Klausur feierlich errichtet. Die anwesende Königin Anna von Österreich erklärt das Kloster offiziell zur königlichen Stiftung und betet die „Amende honorable“ (feierliches Sühnegebet) wegen der Gräuel des Krieges und der vielen Frevel gegen die Eucharistie.

Am 22. August 1654 erwählt Mechtilde die Gottesmutter Maria als immerwährende „Äbtissin” der Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament. Damit folgen sie sowohl einer inneren Eingebung als auch einer alten Tradition, die bereits in der Reform von Cluny praktiziert wurde. Die Oberinnen der Klöster werden von nun an nicht als Äbtissinen mit Stab und Brustkreuz auftreten und auf Lebenszeit in ihrem Amt bleiben, sondern ohne jede äußere besondere Insignie die schlichte Bezeichnung „Priorin” tragen und regelmäßig neu gewählt werden. Der Äbtissinnenstab bleibt an der Statue der Gottesmutter. Die inzwischen größer gewordene Gemeinschaft zieht im März 1659 in ein neues Klostergebäude in die rue Cassette in Paris um. Dieses Kloster wird bis zur Französischen Revolution bestehen bleiben.

Die erste Neugründung außerhalb von Paris erfolgt bereits 1664 in Toul in Lothringen. Rambervillers schließt sich zwei Jahre später dem neuen Institut der Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament an, 1669 folgt das Benediktinerinnenkloster in Nancy.

Am 10. Dezember 1676 wird das Institut der Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament als “Kongregation” durch Papst Innozenz XI. anerkannt. Sie sind damit direkt dem Hl. Stuhl unterstellt.

Bis zum Tod Mechtildes am 6. April 1698, einem Weißen Sonntag, werden noch fünf weitere Klöster gegründet: Rouen (1677), ein zweites Kloster in Paris (1688), Warschau (1688), Châtillon-sur-Loing (1688) und Dreux (1696).

Kurze Geschichte des Instituts nach M. Mechtildes Tod

Bis zur Französischen Revolution

Von Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Französischen Revolution werden vier weitere Klöster gegründet oder eingegliedert:
Bayeux (1701), Caen (1702), Rom (1702) und Lwow /Polen (1708, später nach Wroclaw umgesiedelt).

Während der Französischen Revolution wird die Hälfte der von M. Mechtilde gegründeten Klöster zerstört. Die Schwestern leben ihre Berufung im Untergrund weiter. Sie sehen nicht, wie es weitergehen wird, aber sie tun ihr Bestes, um auf der Spur ihrer Berufung zu bleiben und vertrauen sich Gottes Führung an.

Nach der Französischen Revolution

Nach den dramatischen Jahren der Französischen Revolution ersteht neues Leben aus den Trümmern der Geschichte. Die überlebenden Schwestern kehren in ihre teilweise noch erhaltenen Klostergebäude zurück: Rouen (1802), Paris/Saint-Louis (1802), Caen (1804) und Bayeux (1804). Die noch verbliebenen Schwestern der lothringischen Klöster Toul, Rambervillers und Nancy – Toul war die erste Gründung außerhalb von Paris – schauen aus nach einer neuen Bleibe, da ihre Klöster für sie unbewohnbar geworden sind. Sie wagen nach etwa 20 Jahren im Untergrund 1812 eine Neugründung in Saint-Nicolas de Port (Lothringen). Von diesem Kloster aus wird 1854 in Trier das erste Kloster auf deutschem Boden gegründet. Bevor wir dessen Geschichte näher betrachten, wollen wir aber noch kurz einen Blick werfen in die weitere allgemeine Entwicklung des Instituts bis in unsere Tage hinein.

Im 19. Jahrhundert und bis weit in das 20. Jahrhundert hinein werden in mehreren Ländern Europas und sogar in Uganda viele Klöster gegründet oder eingegliedert: In Frankreich sind es zehn, in Deutschland dreizehn, in den Niederlanden sechs, in Italien neunzehn, in Polen, Luxemburg, Belgien, Schottland jeweils eines, in Spanien zwei und in Tororo (Uganda) eines. Manche müssen aus verschiedensten Gründen bald wieder aufgeben, einige sind inzwischen mangels Nachwuchs aufgelöst, einzelne haben sich vom Institut getrennt, andere bestehen bis heute.

Bis zum „Kulturkampf" (im deutschsprachigen Raum)

1854: Trier durch Saint-Nicolas de Port
1854: Osnabrück durch Saint-Omer
1857: Bonn durch Osnabrück und Saint-Omer (besteht nicht mehr)
1869: Eisleben durch Osnabrück (besteht nicht mehr)
1873: Viersen durch Bonn (besteht nicht mehr)

In der Zeit des sogenannten Kulturkampfes werden alle Gemeinschaften aus Preußen vertrieben und finden Asyl in Luxemburg und in den Niederlanden, wo sie neue Klöster gründen.

Nach dem „Kulturkampf" (im deutschsprachigen Raum)

1888: Trier wird durch Peppingen (Luxemburg) wiederbesiedelt
1888: Bonn wird durch Driebergen (Niederlande) wiederbesiedelt
1891: Maria Hamicolt (Münsterland) wird durch den Osnabrücker Konvent vom Exil in Oldenzaal aus gegründet (heute im Seniorenheim St. Fabian und St. Sebastian in Rosendahl-Osterwick)
1895: Gründung Kölns durch Tegelen
1898: Osnabrück wird durch Oldenzaal (Niederlande) wiederbesiedelt

1898: Gründung Vinnenbergs durch Maria Hamicolt (heute im Paulusheim in Osnabrück)
1898: Gründung Herstelles durch Peppingen. (heute nicht mehr im Institut)
1900: Kreitz (Neuss) durch Bonn
1900: Mariendonk (Kempen) durch Driebergen (heute nicht mehr im Institut)
1902: Varensell durch Maria Hamicolt (heute nicht mehr im Institut)
1907: Johannisberg durch Bonn (besteht heute nicht mehr)

Das Institut heute

Seit Mitte der 1950er Jahre ist unser Ordensinstitut in mehrere Föderationen eingeteilt, die in der Regel den Landesgrenzen entsprechen. In Ländern, in denen nur ein Kloster bestand, hat sich dieses entweder vom Institut getrennt oder der Föderation eines Nachbarlandes angeschlossen. Die einzelnen Föderationen wählen regelmäßig eine “Präsidentin”, die in erster Linie dem Zusammenhalt und der Verbundenheit unter den Klöstern dient sowie die Priorinnen- und Föderationsversammlungen vorbereitet und leitet. Alle fünf Jahre treffen sich die Präsidentinnen aller Föderationen mit ihren Assistentinnen zu einer internationalen Versammlung. Im Jahr 2011 besteht das Institut aus etwa 40 Klöstern in mehreren Ländern und sechs Föderationen.

Geschichte des Klosters „Bethanien“ in Trier

Vorgeschichte

Als im Februar 1854 eine Pferdekutsche vor dem Haus der Clara Koch in Trier anhält und zwei unbekannte Ordensschwestern und ein Priester zusammen mit dem Trierer Weihbischof Godehard Braun aussteigen, ahnen Kochs neugierig schauende Nachbarn im noch wenig bebauten östlichen Stadtteil „Gartenfeld“ noch nichts von den Plänen des hohen Besuchs. Bald spricht es sich aber herum: Benediktinerinnen aus Saint-Nicolas de Port in Lothringen wollen in Trier ein Kloster gründen, wahrscheinlich sogar in Claras Haus. Wer ist diese Clara Koch? Wie kommt sie dazu, ihr schönes Haus in so herrlicher Lage nahe der Innenstadt für eine Klostergründung zur Verfügung zu stellen?

Zu dieser Zeit gibt es in Trier so gut wie keine Klöster. Es ist noch kaum fünfzig Jahre her, da konnte man in der Römerstadt ständig Ordensleuten begegnen. Allein fünf große benediktinische Abteien bevölkerten damals die Stadt. Eine davon war das berühmte Nonnenkloster St. Irminen am Moselufer, das seit dem 7. Jahrhundert bestand und deren erste Äbtissin die hl. Modesta war. Die anderen vier Benediktinerabteien, St. Matthias, wo die Gebeine des Apostels Matthias ruhten, St. Maximin, St. Martin und St. Maria ad Martyres, waren große Mönchsklöster. Alle fünf Abteien wurden im Zuge der Französischen Revolution zusammen mit vielen anderen Klöstern zum Teil gewaltsam aufgehoben. Nur St. Matthias sollte über ein Jahrhundert später zu neuem Leben erstehen. Die 36jährige Clara hat sich ihr Leben lang mit dieser dramatischen Geschichte der Klosteraufhebungen beschäftigt, seitdem sie die Wahrheit über ihre Herkunft erfahren hat. Das Schicksal eines dieser Klöster geht ihr nicht aus dem Sinn, denn es ist eng mit ihrer Familiengeschichte

verquickt. Ihr verstorbener Vater, Johann Jakob Koch, war nämlich einst Mönch in St. Maria ad Martyres.

Damals, als Claras Vater noch im Kloster war, gehörte Trier einige Jahre lang zu Frankreich. Das französische Militär herrschte von 1794 bis 1815 in der Stadt. Wie alle Trierer Ordensleute mussten auch die Benediktinermönche der aus dem 7. Jahrhundert stammenden Abtei St. Maria ad Martyres im Nordwesten der Stadt 1794 vor den französischen Revolutionstruppen fliehen. Im Mai/Juni 1795 versprach die französische Zentralverwaltung, den Ordensgemeinschaften ihre Güter wieder zurückzugeben, falls sie in der Lage wären, mit mehr als der Hälfte ihrer Mitglieder ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Dies traf für die Mönche von St. Maria zu. Ihr Wunsch, in ihrem Kloster das monastische Leben wieder aufzunehmen, blieb jedoch unerfüllt, da das Klostergebäude, inzwischen zum Militärlazarett umfunktioniert, für sie unbewohnbar war. Daraufhin verteilten sich die Mönche auf ihre Klostergüter der Umgebung. Zehn von ihnen fanden Unterkunft im „Scharzhof", einem klostereigenen Weingut bei Wiltingen. Dem betagten Pfarrer Franz Flander von Wiltingen waren die Mönche eine willkommene Unterstützung. Abt Placidus Mannebach (1722–1812) stellte ihm P. Johann Jakob Koch (1762–1830) zur Seite, der das ebenfalls zur Abtei gehörende Mergener Kelterhaus, nicht weit von der Wiltinger Kirche, bezog. Als Pfarrer Flander zwei Jahre später starb, wurde P. Koch Pfarrverwalter in Wiltingen.

Die junge französische Republik hielt sich jedoch nicht an die Zusicherungen von 1795. Zum Leidwesen der Mönche bot die Zentralverwaltung des *Département des forêts*, zu dem Wiltingen gehörte, den Scharzhof 1797 zum Verkauf an. Abt Placidus Mannebach beauftrage P. Koch damit, das Hofgut auf seinen Namen für den Konvent zurück zu erwerben und gab ihm eine entsprechende Summe zum Ankauf. So hoffte er, wenigstens noch einen Rest des Besitzes der einst so reichen Abtei für die Zukunft zu retten. Doch Koch hatte längst keinen Blick mehr für die Geschicke der Abtei. Er sah nur

noch seine hübsche Haushälterin, die belgische Notarstochter Anna Maria Clomes (1775–1833), er sah in seiner Fantasie die gemeinsame Zukunft im schönen Gut – und kalkulierte eiskalt. Er trat aus seinem Orden aus und heiratete sie im Februar 1801. Das Gut behielt er für sich. In den Augen der Regierung war daran nichts auszusetzen, denn er hatte es ja auf seinen Namen erworben. Kaum anderthalb Jahre später wurden alle Trierer Klöster und Stifte von der französischen Regierung endgültig aufgehoben, Abt Placidus und die noch verbliebenen 15 Mönche pensioniert.

Nach der Wiltinger Pfarrchronik soll Koch seine ehemaligen Mitbrüder, die immer noch im Scharzgut wohnten, mit polizeilicher Gewalt vertrieben haben. Von nun an bewohnte er es allein mit seiner Frau, die in den folgenden Jahren acht Kinder gebar. Die jüngste Tochter, Susanna Clara Koch, kam am 29. Januar 1818 zur Welt. Als sie noch nicht ganz zwölf Jahre alt war, starb ihr Vater, einige Jahre später auch ihre Mutter. Das Besitztum der Familie wurde 1837 unter den sieben noch lebenden Kindern verteilt. Offensichtlich tief betroffen von der Geschichte ihrer Familie und ihres Elternhauses, entschloss sich Clara, die Verfehlungen ihres Vaters ihrerseits wiedergutzumachen. Im Alter von 33 Jahren verkaufte sie ihren Erbanteil, das alte Hofgebäude und Teile des Weinberges, an das Trierer Domkapitel – eine Entscheidung, die sie in einen jahrzehntelangen Konflikt mit ihrer Familie brachte. Mit einem Teil des Geldes erwarb sie Anfang 1853 von der Familie von Flotow ein Haus mit Grundstück im sogenannten Trierer Gartenfeld, ein damals noch ländlich geprägtes, von Feldwegen durchzogenes Stadtviertel am Fuße des Petrisberges, nicht weit vom Alleenring entfernt. Dieses Haus wollte sie für eine *„zu wohlthätigen und frommen Zwecken dienende religiöse Gemeinschaft*[2]*“* zur Verfügung stellen.

Restgebäude der alten Abtei St. Maria ad Martyres in Trier in der Zurmaienerstraße. Heute beherbergt das Gebäude das Jugend- und Kulturzentrum „Excellenzhaus“.

Innenhof des Klosters Saint-Nicolas-de-Port um die Wende zum 20. Jahrhundert

M. Mélanie André (1800-1878)
Erste Priorin in Trier

Das Kloster im Gartenfeld im 19. Jh.
Heute steht an dieser Stelle eine Sparkasse.

Clara beschloss, um das Anwesen herum eine 8 Fuß (2,51 m) hohe Mauer zu errichten. Da aber das Gartenfeld trotz der ländlichen Prägung dennoch als Stadtgebiet anzusehen war und in absehbarer Zeit als Wohngebiet bebaut werden würde, bedurfte es eines zähen Ringens mit der städtischen Polizeidirektion, um diesen Plan auszuführen. Endlich erhielt Clara im Juli 1853 die Genehmigung zum Bau der Mauer, jedoch nur unter der Bedingung, dass die religiöse Gemeinschaft noch im selben Jahr einziehen würde, andernfalls sei sie verpflichtet, die Mauer bis auf die halbe Höhe wieder abzutragen.

Die Zeit drängte. Clara musste sich möglichst rasch nach einer geistlichen Gemeinschaft für ihr Haus umsehen, in die sie selber dann auch eintreten wollte. Zunächst dachte sie an die Schwestern vom Guten Hirten, die sich um „gefallene Mädchen“ kümmerten. Dieser Plan war aber nicht durchführbar. Wahrscheinlich unter dem Einfluss des für die Klöster der Diözese zuständigen Weihbischofs Godehard Braun (1798–1861), der zugleich Claras Beichtvater war, entschied sie sich schließlich für ein Benediktinerinnenkloster. Mit ihren kühnen Plänen traf sie den Nerv eines der größten Anliegen von Bischof Wilhelm Arnoldi (1798–1864), der sich unermüdlich für die Wiederbelebung des einst so blühenden Ordenslebens in Trier einsetzte. Der Bischof sicherte Clara seine volle Unterstützung zu.

Die Anfänge

Von den kurz zuvor aus Nancy nach Trier gekommenen Borromäerinnen beraten, deren Provinzialoberin M. Xaveria Rudler sich bereit erklärte, den Plan nach Kräften zu unterstützen, wandte sich Bischof Arnoldi gegen Ende 1853 an die Benediktinerinnen von Saint-Nicolas de Port. Das Kloster Saint-Nicolas de Port war 1812 aus dem Zusammenschluss von drei lothringischen Gemeinschaften entstanden, die die Französische Revolution im Untergrund überlebt hatten: Toul (die erste Gründung durch Mechtilde de Bar außerhalb von Paris), ferner das 1666 ins Institut eingegliederte Kloster

Rambervillers (wo M. Mechtilde einst als junge Annunziatin und Kriegsflüchtling aufgenommen worden war und 1640 die benediktinische Profess ablegte) und schließlich Nancy, das 1669 ebenfalls ins Institut eingegliedert worden war. Nun lebten diese drei Gemeinschaften als neuer Konvent seit etwa vier Jahrzehnten in Saint-Nicolas de Port. Sie taten sich keineswegs leicht mit der Entscheidung, in Trier neu zu gründen. Vor allem die gefürchteten Sprachschwierigkeiten und die schwache Gesundheit der inzwischen 36-jährigen Clara Koch, die zudem fest entschlossen war, in „ihr" Kloster selber einzutreten, schreckten sie ab. Zudem hatten sie gerade zwei erfolglose Gründungsversuche hinter sich – 1844 in Dombrot (Vogesen) und 1852 in Bellemagny (Oberrhein) – , wodurch sie wohl wenig Mut hatten, es noch einmal zu versuchen. Sie schreiben in ihrer Chronik: *„Diese verschiedenen Niederlagen im Hinblick auf eine Gründung ließen uns glauben, dass der Herr von uns nicht solche Werke erwartet, dass wir nicht dazu bestimmt sind, unser Institut zu verbreiten, sondern nur, uns im Geist zu festigen, der ihm eigen ist."*[3] Doch dann heißt es weiter: *„Dennoch verfügte es die Göttliche Vorsehung anders und ohne dass wir es hätten vorausahnen können."*[4] Schließlich wagten sie also, dem Ruf nach Trier zuzustimmen.

So wandeln also Claras vier Besucher – die Priorin von Saint-Nicolas M. Stéphanie Petitjean, begleitet von der Novizenmeisterin Sr. Mélanie André, die die Verantwortung für die Gründung vor Ort übernehmen wird, und dem Klosterrektor Monsieur Bastien sowie Weihbischof Braun – im Februar 1854 durch das Haus im Gartenfeld von einem Raum zum anderen und schauen sich alles genau an.

Clara schaut gespannt in das milde Gesicht der Sr. Melanie und nimmt mit Erleichterung deren Zufriedenheit wahr. Die französischen Ordensfrauen halten das abgeschiedene, von Gärten, Feldern und Waldungen umgebene Anwesen im Osten Triers für geeignet, um dort ein monastisches Leben aufzubauen. Für Clara bedeutet dies ein Stück Lebensbewältigung.

Die Kutsche fährt zurück zu den Borromäerinnen, bei denen die Gäste in diesen Tagen untergebracht sind, die Priorin und der Klosterrektor kehren alsbald nach Saint-Nicolas zurück. Sr. Mélanie bleibt in Trier und wird kurze Zeit später offiziell zur Subpriorin der Neugründung ernannt. M. Stephanie gesellt ihr bald Sr. Euphrasie Valentin von Saint-Nicolas zu.

Am 25. März 1854 wird das Kloster offiziell eröffnet und das Allerheiligste zum ersten Mal ausgesetzt. Im Juli kommt eine weitere Mitschwester aus Saint-Nicolas hinzu, die Kantorin Sr. Catherine Barbien, *„zur Unterstützung des Psalmengesangs, da die deutschen Postulantinnen nicht gut genug Latein lesen, um ihren Teil allein zu singen“*[5], heißt es in der Chronik von Saint-Nicolas. Zu siebt – die drei französischen Schwestern, Clara Koch und drei weitere Kandidatinnen – versuchen sie nun, *„in jeder Weise die ewige Anbetung aufrecht zu halten und so gut es eben möglich war, sich ganz der Regel gemäß einzurichten“*[6], schreibt die Trierer Chronistin weiter. Das heißt für sie neben Chorgebet und Anbetung, von ihrer Hände Arbeit zu leben. Sie bestellen die Felder, versorgen das Vieh und übernehmen die Kirchenwäsche einiger Pfarreien. Wegen der großen Arbeitsbelastung muss allerdings anfangs die Anbetung in der Nacht und tagsüber während der Mahlzeiten entfallen. Noch im Dezember desselben Jahres tritt die erste Postulantin ein. Clara hat sich bereits im Oktober des Gründungsjahres ins Noviziat nach Saint-Nicolas de Port begeben. Am 8. September 1856 legt sie unter dem Namen Sr. Mechtilde die Profess als „Erstling“ in der neuen Gründung ab.

Der Anfang ist hart. Es fehlt noch an Vielem, vor allem an Heizmaterial. Nicht ohne Humor bemerkt die Chronistin, das Essen auf dem Tisch sei im Winter fast zugefroren und manche Schwestern hätten

nachts oft nach der Matutin noch eine Runde durch den Garten gedreht, *„um sich durch Bewegung zu erwärmen“.* Da die provisori-

sche Hauskapelle von außen nicht zugänglich ist, hat die Bevölkerung zunächst kaum eine Möglichkeit, das Kloster näher kennenzulernen. Dies ändert sich durch den Bau der Klosterkirche, die am 8. September 1859 eingeweiht wird. Die Bewohner vom Gartenfeld, die bis zu ihrer Pfarrkirche Liebfrauen einen relativ weiten Weg zurücklegen müssen, nehmen die neue Gebetsstätte in unmittelbarer Nachbarschaft mit Freuden an.

Noch vor der Verselbständigung des Klosters wird M. Mélanie von ihrer Priorin in Saint-Nicolas 1862 nach Rosheim ins Elsass gesandt, um dort eine weitere Gründung einzuleiten. Sr. Euphrasie übernimmt ihre Aufgabe in Trier. Zwei Jahre später kehrt Sr. Mélanie jedoch wieder nach Trier zurück, nachdem sie die Weiterführung der Rosheimer Gründung in andere Hände gelegt hat. Am 17. April 1869 wählt der Trierer Konvent sie zur Priorin, womit das neue Kloster ein selbständiges Priorat wird. Sr. Mechtilde Koch steht ihr nun als Subpriorin zur Seite. Trotz aller Schwierigkeiten blicken die Schwestern zuversichtlich in die Zukunft, wie die Chronistin selbstbewusst bezeugt: *„Alles versprach eine blühende Gemeinde zu werden und wurde es auch."* Das französische Mutterkloster nennt seine Trierer Gründung – etwas poetischer – *„un petit bijou"* (ein Kleinod)[7].

Vertreibung

Das bescheidene Glück der jungen Gemeinschaft hält nicht lange an. Kaum hat sie, gerade zwei Jahrzehnte alt, ein wenig Wurzeln fassen können, da bahnen sich von politischer Seite her für die Klöster wieder dunkle Zeiten an, die sie in ihrer Existenz bedrohen. Nach dem Kulturkampfgesetz vom 31. Mai 1875 müssen Ordensleute, die sich nicht der Krankenpflege oder anderen ausschließlich karitativen Aufgaben widmen, entweder aus dem Orden austreten oder das Land verlassen. Dies trifft für die Benediktinerinnen vom Gartenfeld zu. Um möglichen Übergriffen des Staates vorzubeugen, entschlie-

ßen sie sich nach dem Rat des Generalvikariates, noch vor Inkrafttreten des Gesetzes Preußen zu verlassen.

Wie es das Schicksal manchmal so will, schlägt Sr. Mechtilde Koch nun einen Weg ein, der dem ihres Vaters – in vergleichbar bedrohlicher Situation, jedoch mit anderen Motiven – nicht unähnlich ist: Sie lässt sich von ihren Gelübden dispensieren. Als Grund gibt sie ihr vorgerücktes Alter und ihre schwache Gesundheit an, die ihr nach ihrer Ansicht nicht gestatten, sich *„aufs Ungewisse hinaus zu wagen“*[8]. Der eigentliche Grund ist ein anderer: Sie will das Kloster vor staatlichem Übergriff schützen und es im Hinblick auf eine mögliche spätere Rückkehr der Schwestern erhalten. Durch ihren Austritt gehen nämlich Haus und Grundstück, die ja als ihre Mitgift gelten und somit bis zu ihrem Tod unverfügbar bleiben, wieder in ihr Privateigentum über, das ihr als Privatperson zusteht. Ihre Entscheidung wird vom Konvent offenbar mitgetragen[9]. Die Schwestern vertrauen darauf, dass sie ihr Lebenswerk, das sie wohl nicht so sehr in einer monastischen Lebensweise für sich selber als vielmehr – aufgrund ihrer Lebensgeschichte – in der konkreten Trierer Klostergründung sieht, nie in Frage stellen wird. Was sie selbst angeht, ist sie dennoch fest entschlossen, im Rahmen ihrer Möglichkeiten weiterhin im Geist der Gelübde zu leben, wie sie es bei ihrem Ersuch um Dispens dem Bischof verspricht: „*Ich werde dann ... still, zurückgezogen hier in meiner Wohnung bleiben und so viel es sich thun läßt, die Tugend des Gehorsams und der Armuth üben.“*[10]

Zwischen dem 29. Mai und dem 12. Juni 1875 zieht der Konvent in drei Gruppen nach Luxemburg. Als die letzte Gruppe abfährt, drängt sich das Volk vor das Kloster. Die Bemerkung *„die guten Leute weinten laut und bekannten, es sei ihnen, als wiche mit den Anbeterinnen alles Glück und Segen von Trier,“*[11] verrät die Sympathie der Gartenfelder für ihr „Klösterchen“. In Luxemburg finden die Schwestern zunächst Unterkunft in einem Seitentrakt des Elisabetherinnenhospiz in Bettemburg. Dort leben sie acht Jahre lang in unvorstellbarer Armut in einer engen, feuchten Wohnung

direkt über der Waschküche. Bald brechen schwere Epidemien aus, denen außer Mutter Mélanie, die drei Jahre nach der Vertreibung 78-jährig nach einer schweren Grippe stirbt, in den Exilsjahren insgesamt 13 der Trierer Schwestern erliegen, über die Hälfte von ihnen nicht älter als 30 Jahre. Besonders die Tuberkulose ist ein großes Problem. 1883 gelingt es, im nahegelegenen Peppingen ein neues Kloster zu errichten, wodurch sich der Gesundheitszustand der Gemeinschaft merklich bessert.

Rückkehr

Im benachbarten Preußen ist unterdessen durch das zweite Friedensgesetz vom 19. April 1887 das staatliche Klima wieder etwas ordensfreundlicher geworden, wenn der Staat sich auch weiterhin einige Macht- und Kontrollmöglichkeiten über die Orden vorbehält, wie etwa die jährlich von den Ordensgemeinschaften einzureichende „Bestandsnachweisung“ oder die Verweigerung des Eigentumsrechts. Fast alle Orden können ihr Wirken wieder aufnehmen, vorausgesetzt, ihre Mitglieder sind von Geburt an preußische Staatsbürger. Der Trierer Generalvikar und einst Beichtvater im Gartenfeld-Kloster, Dr. Carl Henke, macht sich bald darauf auf den Weg nach Peppingen und bittet die mittlerweile trotz aller Verluste auf 29 Schwestern angewachsene Gemeinschaft im Namen des Bischofs Michael Felix Korum (1840–1921), ihr Kloster in Trier wieder zu besiedeln. Verständlicherweise reagieren die vom Neuanfang in Peppingen noch stark beanspruchten Schwestern bei aller Freude über die gute Nachricht aus der Heimat eher verhalten auf die Anfrage. Die Chronik erwähnt den *„tiefen Schmerz“* der Priorin Gertrud Thielen, *„ganz besonders jetzt die Teilung der Schwestern vollziehen zu müssen, wo die Stiftung in Peppingen ... , die jetzt eben begonnen, sich von den schweren Schlägen zu erholen, die sie in Bettemburg getroffen“* erstmals in der Lage ist, *„sich so recht nach der hl. Regel und den Konstitutionen bilden zu können, was früher weder in Trier noch in Bettemburg möglich gewesen.“* Dennoch wagt

der Konvent, dem Plan der Wiederbesiedlung des Gartenfelder Klosters zuzustimmen und wieder einmal neu anzufangen.

Am Vorabend des 23. Juni 1888, dem Tag der Abreise nach Trier, gibt Mutter Gertrud die Namen der für Trier bestimmten Schwestern bekannt. Außer ihr, die durch das Amt als Priorin an Peppingen gebunden ist, können alle Trierer Überlebenden wieder in ihr Professkloster zurückkehren, zusammen mit zehn weiteren Mitschwestern deutscher Herkunft, die in Bettemburg oder Peppingen eingetreten sind. Sr. Placida Müller übernimmt als ernannte Subpriorin die Verantwortung für die neue „Trierer Gruppe". Bewegt erzählt die Chronistin vom Abschied von Peppingen, von der Zugfahrt nach Trier und vom feierlichen Einzug *„unter Absingung des 121. Psalms ‚Laetatus sum' durch die Kirche ziehend"* in ihr Kloster im Gartenfeld, das die Trierer Schwestern nach 13 Jahren zum ersten Mal wieder sehen. *„Hier erwartete uns Frl. Clara Koch, unsere liebe Mutter Mechtilde[12], die uns aufs Herzlichste und Freundlichste empfing. Man sah der guten, alten Dame die Herzensfreude an, wieder ihre lieben Schwestern im Hause zu haben",* erinnert sich später die Chronistin. Offensichtlich begegnen die Schwestern der „guten alten Dame" recht unbefangen, wie aus den Worten der Chronistin – sie nennt Clara sogar weiterhin bei ihrem Ordensnamen Mechtilde – herauszuspüren ist. Ein schmerzvoller Umstand überschattet allerdings die Freude des Wiedersehens: Entgegen Claras Erwartungen untersagt ihr Bischof Korum, weiterhin im Kloster zu wohnen, da sie ja kein Ordensmitglied mehr sei und die Klausur nicht betreten dürfe. Noch nicht einmal im Pfortenbereich erlaubt er ihr, ein Zimmer zu beziehen – vielleicht aus Furcht vor zu viel Einmischung in die internen Angelegenheiten „ihres" Klosters[13]. Schweren Herzens erklärt sie sich auf Zureden von Generalvikar Dr. Henke schließlich bereit, ihr Haus zu verlassen und sich eine Wohnung in der Nähe des Klosters zu mieten, da sie sonst ihr Lebenswerk gefährden würde.

Als Bischof Korum die Benediktinerinnen am Tag nach ihrer Ankunft besucht, gibt er ihrem noch namenlosen Kloster den für eine bene-

diktinische Gemeinschaft aussagekräftigen Namen „Bethania“. Das Miteinander und Ineinander des „Ora et labora“ prägt den anfangs sehr harten klösterlichen Alltag. Die sowohl vom Bischof als auch von den Schwestern erhoffte materielle Unterstützung durch Clara Koch fällt weitgehend aus, da sie ja jetzt für ihre Miete und ihren eigenen Lebensunterhalt sorgen muss. Das Kloster ist aber praktisch leer; außer *„14 Bettstellen“*, die die Priorin bei einem Schreiner bestellt hat, stehen kaum mehr als ein paar Tische und Schränke zur Verfügung.[14] *„Das war unser ganzer Reichtum. Jede hatte ihr Bettzeug mitgebracht, 3 oder 4 Stühle im ganzen Hause, so wurde begonnen“,* verrät die Chronistin. Und sie fügt lapidar hinzu: *„Doch Gott half“*, worauf sie sämtliche Wohltäter aufzählt, die sich bald einfinden, um den armen Schwestern unter die Arme zu greifen. Vorab sind es Bischof Korum und Generalvikar Henke, die den Konvent mit Geldspenden unterstützen; aber auch viele Menschen aus allen Bevölkerungsschichten helfen mit kleineren und größeren Geld- und Sachspenden mit, das klösterliche Leben im Gartenfeld wieder aufzubauen.

Als eine besonders treue Freundin und Wohltäterin des Klosters erweist sich Hyazinthe Puricelli[15]. Sie lässt den Schwestern regelmäßig Nahrungsmittel zukommen und erhält vom Bischof die Erlaubnis, die Klausur zu betreten, in der sie sich klug und aufmerksam nach dem noch zu deckenden Bedarf umsieht. In der nächsten Zeit überrascht sie die Schwestern öfter mit Decken, warmer Wäsche, Stoff und anderen dringend benötigten Gebrauchsgegenständen, finanziert notwendige Umbauarbeiten im Haus, kümmert sich um die Kranken und hilft auch sonst, wo sie nur kann. Überdies nimmt sie gern am geistlichen Leben des Konventes teil und genießt an hohen Feiertagen, die sie zurückgezogen im Kloster zu verbringen pflegt, die Gastfreundschaft der Schwestern.

Zweieinhalb Jahre nach der Wiedereröffnung kann der junge Konvent dankbar Bilanz ziehen: *„Am Sylvesterabende schauen wir mit innigem Dank gegen den lieben Gott auf das vergangene Jahr zu-*

rück. Es war als ein gutes zu bezeichnen, ... in dem wir angefangen, in allem mit Gottes Hülfe festen Fuß zu fassen. ... Seine Vatergüte hat uns vor Krankheit behütet, 3 gute Postulantinnen sind eingetreten, 4 Chornovizinnen haben den weißen Schleier und zwei Chorschwestern den schwarzen Schleier erhalten ...“ Und hoffnungsvoll blickt sie aus: *„Mit frohem Mute schauen wir in die Zukunft, der Grundstein ist gelegt, der große Meister wird weiter bauen.“*

Verwurzelung

Festen Fuß fasst die junge Gemeinschaft in den folgenden Jahren vor allem auch in der Trierer Ortskirche. Nicht zuletzt mag die Hl. Rock-Wallfahrt 1891, die als *„unvergeßliches Erlebnis“* in die Klosterchronik eingeht, dazu beitragen. In den frühen Morgenstunden des 24. August 1891 pilgern alle Schwestern in den nicht weit vom Gartenfeld entfernten Dom, um die ausgestellte Herrenreliquie zu verehren, und beherbergen während der Wallfahrtszeit zahlreiche Pilger in ihrem kleinen Gästehaus. Unter den Pilgern sind vor allem Verwandte der Schwestern, Priester und Ordensleute, auch einige Benediktiner, unter ihnen Erzabt Placidus Wolter aus Beuron, der wahrscheinlich auf dem Weg nach Maria Laach ist, wo ein Jahr darauf Beuroner Mönche die verlassene Abtei wiederbesiedeln sollen.

Die Schwestern werden hauptsächlich von Priestern aus der Domkurie geistlich betreut. Diese feiern abwechselnd die Liturgie im Gartenfeld und kommen als Beichtväter oder zu Vorträgen vorbei. Domkapellmeister Philipp Jakob Lenz kümmert sich bis kurz vor seinem recht baldigen Tod um die liturgische und musikalische Bildung der Schwestern, besorgt ihnen die neuen Graduale und Antiphonale und erteilt einer Schwester Orgelunterricht. Bald tragen auch Professoren aus der theologischen Fakultät durch regelmäßige Vorträge zu einem guten theologischen Fundament der Schwestern bei: Prof. Jakob Ecker, der von 1903 bis 1911 Beichtvater im Gartenfeld ist, sowie Prof. Franz Peter Hamm, der ihnen ab 1913 in wö-

chentlichen Vorträgen die Psalmen erschließt und ihnen zu einem vertieften Verständnis der Benedictusregel verhilft, die er nach Ansicht der Chronistin *„sehr genau“* zu kennen scheint. Wie sehr die Benediktinerinnen vom Gartenfeld auch in ihrer Stadt wieder Fuß fassen und bald wieder die Anerkennung der Trierer genießen, zeigt eine *„Obligation der Stadt Trier à 1000 Mark“,* die über den Subregens des Priesterseminars und späteren Weihbischof Carl Ernst Schrod am Abend der erneuten Verselbständigung des Klosters, dem 6. Juli 1893, dem Kloster übermittelt wird. An diesem Tag hat der Konvent Sr. Placida Müller zur Priorin gewählt.

Dennoch bleiben die Schwestern auch dem Nachbarland Luxemburg dankbar verbunden, das ihnen einst Asyl gewährt hat, in erster Linie den Peppinger Mitschwestern. Mutter Gertrud besucht mehrmals jährlich die Mitschwestern im Gartenfeld. Die eine oder andere Schwester kommt als Aushilfe oder zur Erholung nach Trier, es bestehen Briefkontakte, etc. Auf ausdrücklichen Wunsch von Bischof Korum besucht Mutter Gertrud auch nach der Verselbständigung des Trierer Klosters mindestens einmal jährlich die junge, rasch wachsende Gemeinschaft – jetzt als „Großmutter“, wie sie sich scherzhaft nennt. In der Trierer Chronik wird sie manchmal auch liebevoll *„Ehrw. Erzmutter“* genannt, was auf die hohe Anerkennung weist, die sie im Gartenfeld genießt.

Allmählich wachsen auch die Beziehungen zum Benediktinerorden, von dem es anfangs seit der Säkularisierung noch keine weiteren Klöster im Bistum gegeben hat. Dankbar berichtet die Chronistin von der Wiedererrichtung der Abtei Maria Laach 1893. Bereits im September desselben Jahres besucht einer der Mönche die Schwestern, im Mai des folgenden Jahres kommt Abt Willibrord Benzler. Einige Wochen später *„überraschte Hochderselbe uns mit zwei mittelgroßen Säcken: getrocknete Birnen, Nüsse und grüne Äpfel“*, berichtet die Gartenfelder Chronik. Es scheint bald ein freundschaftliches Entgegenkommen und gegenseitiges Anteilnehmen zwischen beiden Klöstern zu bestehen. Sr. Josephine Salz vom Gartenfeld reist

Anfang 1899 zusammen mit Sr. Emmanuel von Peppingen nach Maria Laach, *„allwo Schw. Emmanuel sich genaue Kenntnis des Benedictiner-Gesanges verschaffen wollte. ... Am Feste der hl. 3 Könige begaben sie sich in aller Frühe zu der Klosterkirche, um der schönen Liturgie beizuwohnen.“*[16] Beeindruckend ist das Engagement des Laacher Organisten, P. Willibrord Ballmann. Er verbringt jährlich mindestens eine Woche bei den Mitschwestern in Trier, unterrichtet sie intensiv in Choralgesang und Harmonielehre, hält ihnen Vorträge über die Liturgie und gibt ihnen hilfreiche Tipps zur liturgisch angemessenen Gestaltung ihrer Kapelle. Mehrere Male hält er ihnen auch die Jahresexerzitien, wobei er feinfühligen Respekt vor der besonderen Ausprägung der spirituellen Tradition der Schwestern zeigt, die er in die gemeinsame benediktinische Tradition deutlicher zu integrieren sucht. Auf diese Weise gewinnt er bald das volle Vertrauen der Schwestern. Bezeichnend ist der Kommentar der Chronistin nach den ersten Exerzitien mit P. Willibrord: *„Es wäre zu wünschen, daß wir immer Benedictiner für diese hl. Zeit hätten, wie es unsere ehrwürdige Mutter Stifterin ja auch wünscht.“*

Von den Klöstern des Instituts besteht außer mit Peppingen und Saint-Nicolas de Port näherer Kontakt mit dem Kloster in Arras. 1896 wird die von den Trierer Benediktinerinnen gegründete Bruderschaft vom hl. Sakrament[17] in die Bruderschaft von Arras „einverleibt“, wobei es nach der Chronik nicht ersichtlich ist, worin diese Einverleibung genau besteht. Die Beziehungen zu den übrigen deutschen Klöstern des Instituts scheinen indessen bis zur Jahrhundertwende kaum ausgeprägt zu sein. Seltsamerweise sind in der Chronik noch nicht einmal die Neugründungen der 1890er Jahre erwähnt. Im Bewusstsein der Schwestern sind sie offenbar weit weg, man kennt sich nicht und gegenseitige Besuche sind kaum möglich. Erst als 1899 die Hersteller Gründungsgruppe auf ihrem Weg von der Alzette an die Weser bei den Trierer Mitschwestern Rast macht, scheint sich der Horizont der Trierer auch nach Norden hin zu weiten. Sie nehmen lebhaft Anteil an der neuen Peppinger Gründung in Herstelle und senden den Mitschwestern eine Monstranz als Ge-

schenk für ihr neues Kloster, *„wo sie mit inniger Dankbarkeit in Empfang genommen“*[18] wird. In den kommenden Jahren werden die Kontakte auch zu den anderen Klöstern allmählich häufiger. 1902 erwähnt die Trierer Chronistin die Vinnenberger Herausgabe eines neuen Zeremoniale und Manuale, das die Trierer *„schon vor einigen Jahren“* erhalten haben. Es sei *„viel kürzer gefaßt als das französische, es bestehen verschiedene Veränderungen und scheint ganz genau nach der Benedictiner Regel verfaßt zu sein.“*[19] Nach diesem neuen Zeremoniale soll für jede verstorbene Schwester in allen Klöstern eine hl. Messe gefeiert werden, wodurch nicht zuletzt das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewusstsein der Gebetsgemeinschaft untereinander gefestigt wird.

„Stabilitas loci“ oder neuer Aufbruch?

Nach den ersten entbehrungsreichen Jahren des Neubeginns im Gartenfeld entspannt sich die materielle Lage im Lauf der Zeit etwas. Die Benediktinerinnen leben teilweise von ihrer kleinen Landwirtschaft, die jedoch nicht mehr viel hergibt, da der Klostergarten durch die 1875 erzwungenen Abtretungen an die „königliche Eisenbahngesellschaft“ fast um die Hälfte kleiner geworden ist. Sie übernehmen erneut die Kirchenwäsche einiger Pfarreien und Klöster, sowie Flick- und Näharbeiten. 1892 kann die Chronistin schreiben: *„Dank der Güte Gottes, des lb. Heilandes, der Bestand unseres Hauses ist pekuniär sichergestellt.“* Dennoch bleiben sie weiterhin über lange Zeit auf die Unterstützung durch Wohltäter angewiesen.

Mitte der 1890er Jahre machen sich die ersten Folgen der bedrückenden Enge im Haus, der einseitigen Ernährung und mangelhaften Beheizung und nicht zuletzt der ungesunden Luft auf dem kleinen Klostergrundstück in unmittelbarer Nachbarschaft zur Bahntrasse bemerkbar: Die Tuberkulose bricht erneut aus und greift heftig um sich. Nacheinander erkranken 1894 fünf Schwestern in blühendem Alter (zum Teil noch Novizinnen), die alle innerhalb eines Jahres

sterben. Bei zwei weiteren jungen Schwestern zeigen sich andere schwerwiegende gesundheitliche Störungen – wohl verschärft durch die deprimierende Situation –, so dass der Konvent innerhalb kurzer Zeit praktisch sieben Schwestern verliert. Auch wenn die entstandene Lücke zumindest zahlenmäßig durch den Eintritt von sechs Postulantinnen im selben Jahr wieder ausgeglichen werden kann, geben die schweren Erkrankungen, die sich auch in den folgenden Jahren häufen, Anlass zu ernsthafter Besorgnis. Mutter Placida und der Klosterrat besprechen mit Generalvikar Reuß die Situation, die sie durch einen Erweiterungsbau zu lindern hoffen, da sie vor allem in der großen Enge der Gemeinschaftsräume die Hauptursache für die schnelle Ausbreitung der Schwindsucht sehen. Der Generalvikar hört sich ihr Anliegen aufmerksam an, einige Male nimmt er sich sogar Zeit, um das Grundstück näher in Augenschein zu nehmen, doch es geschieht nichts. Schließlich wenden sich die Schwestern in ihrer Not direkt an den Bischof, der mit seiner Antwort ebenfalls auf sich warten lässt. Nach langen Monaten zermürbenden Wartens erscheint er unerwartet im April 1896 in Begleitung von Hyazinthe Puricelli und verkündet dem freudig überraschten Konvent, die Wohltäterin wolle einen Erweiterungsbau stiften.

Durch den hinzu gewonnenen Wohnraum, der den Schwestern ab Juni 1897 zur Verfügung steht, bessert sich leicht die Situation, doch immer wieder kommt es auch in den folgenden Jahren zu neuen tödlichen Tb-Infektionen, bis die Schwestern keine andere Lösung sehen, als das Kloster in eine gesündere Gegend zu verlegen. Bischof Korum sträubt sich zunächst dagegen. Erst als die Torschwester Josephine Salz im Jahr 1900 beim ihm vorspricht und ihm von den zur Zeit fünf ernsthaft Kranken erzählt, erlaubt er ihr, ein in Aussicht stehendes Grundstück in Vallendar am Rhein zu besichtigen. Im Dezember fährt Sr. Josephine dorthin, doch das Gelände erweist sich als zu teuer und zudem ungünstig für einen Klosterneubau. Zwei Jahre später findet sich schließlich ein preiswertes Gelände in Wittlich. Der Bischof gibt seine Zustimmung zum Erwerb.

Schon hat der Konvent für Wittlich abgestimmt, die von Köln und Varensell zugeschickten Baupläne sind für einen möglichen Entwurf des neuen Klosterbaus bereits abgezeichnet, da macht Generalvikar Reuß, der Clara Koch informieren soll, den Plan überraschend zunichte. Zu Claras Lebzeiten sei nicht daran zu denken, gibt er zu bedenken, und überzeugt mit seinen Argumenten auch den Bischof, der seine Zustimmung zum Erwerb des neuen Grundstücks wieder zurücknimmt. Aus der Chronik wird nicht ersichtlich, ob Dr. Reuß mit der damals 84-jährigen, schwer kranken Clara über dieses Thema wirklich gesprochen hat. Da er sie als ihr Beichtvater gut kennt, ist es aber durchaus möglich, dass er ihr diesen Schmerz am Ende ihres ohnehin nicht leichten Lebens ersparen will. Das Besitztum gehört nun einmal ihr, und obwohl sie den bischöflichen Stuhl als Universalerben eingesetzt hat, ist die Zuverlässigkeit ihres auffallend oft geänderten Testamentes zu ungewiss. Wenn auch die Änderungen stets nur die kleineren Legate ihres Vermögens und nie die Klosterstiftung als solche betreffen, so hat sie doch durch ihr Verhalten die Erben verunsichert. Sie könnte das Problem – falls sie es überhaupt genau kennt – ohne weiteres durch eine Schenkung an den bischöflichen Stuhl[20] lösen, doch diese bleibt aus. Generalvikar Reuß hält es wohl für klug, sie in keiner Weise zu bedrängen, zumal ja ohnehin jederzeit mit ihrem Tod zu rechnen ist. Da sie ihre Wohnung nicht mehr verlassen kann, bringt er ihr einmal wöchentlich die Kommunion durch den an ihr Mietshaus in der Helenenstraße grenzenden Garten der Schwestern, in deren Klosterkirche er täglich die Messe feiert. Im Februar 1902 spendet er ihr die Sterbesakramente. Überraschend erholt sie sich danach wieder und stirbt erst vier Jahre später am 18. Januar 1906 im Beisein des Generalvikars in ihrer Wohnung. Das Requiem wird in der Klosterkirche gefeiert.

Nun ist der Weg für eine Umsiedlung frei. Um so erstaunlicher ist es, dass die Chronik plötzlich kein Wort mehr darüber verliert. Bei der kanonischen Visitation kurz nach Claras Tod, die *„sehr schnell“* erfolgt – fast merkt man der Chronistin den Ärger darüber an –

scheint der geplante Umzug kein Thema mehr zu sein. Der Bischof hält den Schwestern eine geistliche Ansprache, bei der er sie ermutigt, im Leiden standzuhalten: *„Wenn Leiden uns bedrängten, könnten wir danken, daß wir wie die Trauben gepreßt werden müßten“,* fasst die Chronistin seine nicht leichten Gedanken zusammen. Und sie schließt mit einem – in aller Vorsicht gesagt – leicht frustriert klingenden Satz: „*Er war mit uns zufrieden; leider verließ unser Hochw. Vater uns so schnell.“* Über die wirklichen Gründe für dieses eigenartige Schweigen, das sich in der Chronik über Jahre hinzieht, kann man nur spekulieren. Vermutlich ist das Grundstück in Wittlich inzwischen vergeben, und die Priorin, ermüdet vom häufigen Bitten beim Bischof, überlässt ihm einfach die weitere Initiative und Verantwortung, zumal das Kloster jetzt offiziell ihm gehört und er das Problem ja kennt. Ihre *„große, fast peinliche Unterwürfigkeit“* gegenüber Autoritäten, die die Chronistin erwähnt, käme ihr da gerade entgegen, um nicht selber tätig werden zu müssen. Der Bischof aber, der die Benediktinerinnen ja höchst ungern aus seiner Bischofsstadt fortziehen lässt und überdies genug andere Sorgen hat, denkt offensichtlich nicht daran, die Initiative für deren Umzug zu ergreifen.

Vorläufig richten sich also die Schwestern im Gartenfeld weiter ein. 1902 wird das Kloster an die Kanalisation angeschlossen, 1911 im Zusammenhang mit der Anschaffung einer Orgel aus der Orgelbaufirma Stahlhut das elektrische Licht in der Kapelle eingeführt, fünf Jahre später auch in den übrigen Gemeinschaftsräumen. 1913 lässt der Konvent eine Wasserheizung installieren. Selbst in diesem Jahr, als die Stadt wegen der Verbreiterung der Gartenfeldstraße weitere Abtretungen des Geländes verlangt und die Schwestern dafür sogar ihr Pfortenhaus abreißen lassen müssen, kommt das Thema „Umzug“ seltsamerweise nicht zur Sprache. Jedenfalls verrät uns die Chronik nichts davon. Allerdings gewinnt man auch den Eindruck, dass die gesundheitliche Situation sich etwas gebessert hat – vielleicht infolge der verschärften Vorschriften des Gesundheitsamtes von 1906 und entsprechender Kontrollen durch den „Kreisphysi-

kus“ – so dass der Leidensdruck in dieser Hinsicht etwas nachgelassen hat.

Wie dem auch sei – der Erste Weltkrieg lässt erst einmal ohnehin keinen Gedanken an Umzug und Neubau zu. Neben intensivem Gebet für den Frieden, für das die Schwestern täglich eine halbe Stunde ihrer Rekreation hergeben, beweisen sie zu Beginn des Krieges eine erstaunliche Tatkraft. Sie erklären sich freiwillig bereit, in ihrem Gästehaus ein Lazarett mit 22 Lagerstätten einzurichten. Natürlich erhoffen sie sich durch die Sanitätsfahne Schutz vor Bombardierungen ihres direkt an der Bahn gelegenen Klosters; doch auch der Gedanke der Nächstenliebe verträgt sich durchaus mit dieser „Schutzmaßnahme“. Der Laacher Abt sendet ihnen P. Michael Hopmann zur seelsorglichen Betreuung der Verwundeten, Bischof Korum erteilt die nötigen Klausurdispensen, allein die Verwundeten kommen nicht. Als sie nach einigen Monaten angeblich wegen Ärztemangels immer noch ausbleiben, beherbergen die Schwestern in ihrem Gästehaus nun vor allem Geistliche und Lehrer, die auf dem Weg ins Feld sind, beköstigen täglich etwa 30 Wachposten aus der näheren Umgebung und schicken den Soldaten an der Front Pakete mit Nahrungsmitteln und Wäsche. Für ein Lazarett in der Stadt, in dem P. Michael schließlich die Seelsorge übernimmt, stellten sie einen Altar zur Verfügung und besorgen regelmäßig die Kirchenwäsche.

Das Kloster bleibt vor Kriegsschäden nicht verschont. Auch wenn keine Bombe direkt die Klosteranlage trifft, so schlagen doch mehrere in unmittelbarer Nachbarschaft ein, wobei die starke Druckwelle das Klostergebäude arg in Mitleidenschaft zieht: Risse entstehen, Fensterscheiben zerbrechen, Granatsplitter fliegen ins Haus. Bei dem Fliegerangriff vom 18. Februar 1918 reißt die gewaltige Druckwelle viele Fenster und Türen samt Rahmen – sogar das Gitter im Sprechzimmer – aus den Mauern heraus, während die Schwestern im sicheren Keller weilen. Danach kann die Kapelle eine Zeitlang kaum benutzt werden. P. Willibrord, der eigens aus Maria Laach angereist kommt, um den geprüften Mitschwestern zur Seite zu

stehen, stellt einen beweglichen Altar ins Chor und feiert dort mit ihnen die hl. Messe, *„so daß es einen lebhaft an die Katakomben erinnerte“* – kommentiert später die Chronistin. Er bleibt einige Wochen und macht oft mit ihnen die *„Kellerwanderung“* mit, wo er ihnen bei besonders schweren Fliegerangriffen die Generalabsolution erteilt.

Nach dem Krieg kommt das Thema „Umsiedlung“ endlich wieder zur Sprache. Nun sind die Schwestern nicht mehr bereit, die drängende Angelegenheit weiter hinauszuschieben. Die Chronistin erwähnt am Ende des Krieges *„eine große allgemeine Schwäche und ernste Erkrankungen“* in der Kommunität, die ein längeres Bleiben absolut unverantwortlich erscheinen lassen. Durch die immer wieder abverlangten Abtretungen und notwendigen Erweiterungsbauten hat der inzwischen weiter gewachsene Konvent immer mehr Gelände verloren, so dass zum Schluss eine unerträgliche Enge auf dem Grundstück herrscht, an dem ständig die Lokomotiven unmittelbar vorbeirattern und mit ihren schwarzen Dampfschwaden die Luft des kleinen Klostergartens verpesten. Dieser hat für die Schwestern jeden Erholungswert endgültig verloren. *„Ernstlich war man jetzt bestrebt, einen gesünderen Platz für eine Niederlassung zu finden, welcher sich dann auch bot auf dem Gute der Familie Servais in Kürenz“,* erzählt die Chronistin. Die Priorin fasst sich ein Herz und sucht gemeinsam mit ihrer Subpriorin den Bischof in seinem Palais auf, legt ihm alle gewichtigen Gründe dar, und dieser stimmt einer Umsiedlung zu.

Der beauftragte Architekt P. Ludger Rincklake aus Maria Laach (1851–1927) besichtigt zusammen mit Mutter Placida und ihrer Subpriorin das Kürenzer Gut. Als Alternativen stehen ihnen noch die leerstehenden Gebäude der ehemaligen Benediktinerabtei St. Martin am Moselufer in Trier und das dem bischöflichen Konvikt Trier gehörende Landgut Duisburger Hof bei Ruwer zur Disposition. Man gibt eindeutig dem Kürenzer Anwesen *"wegen der schönen gesunden Lage mit 80 Morgen Land, Weinberg und Wald den Vorzug".* Am

14. April 1920 wird der Kaufvertrag mit Ernst und Pauline Servais unterzeichnet, nachdem kurz zuvor der aus sieben Schwestern bestehende sogenannte „Benedictusverein GmbH“ als nomineller Vermögensträger des Klosters gegründet worden ist. P. Rincklake übernimmt die Geschäftsführung für das Projekt, legt den Platz für Kloster- und Ökonomiegebäude fest und fertigt gleich erste Skizzen an, um bald mit dem Bau beginnen zu können.

Die Klosteranlage im Gartenfeld wird vom Bischöflichen Stuhl an das Trierer Versorgungsamt in mehreren Raten verkauft. Für die Schwestern heißt es, sich in der letzten Zeit im Gartenfeld zu der ohnehin herrschenden räumlichen Enge zusätzlich äußerst einschränken zu müssen, um dem Versorgungsamt Platz zu machen, das im Mai 1921 zunächst 16 Räume im Gartenfelder Kloster bezieht, darunter auch Refektorium und Gemeinschaftsraum – *„unsere schönsten Räume“*. Sobald die wegen der Feldbestellung und als Erntespeicher dringend benötigte und als erstes Gebäude im neuen Grundstück errichtete Ökonomie in Kürenz fertiggestellt ist, können einige Schwestern dorthin umziehen und einen Teil der Möbel aus den geräumten Zimmern schon mitnehmen. Der Rest wird im Gartenfeld auf Treppen und Gängen abgestellt. Die Schwestern improvisieren, so gut sie konnten: *„Ein kleiner, feuchter, halbdunkler Raum diente uns als Refektorium und eine leere Zelle als Gemeinschaftsraum.“* Die enge Nachbarschaft mit den Mitarbeitern vom Versorgungsamt ist zwar unangenehm – auch peinlich wegen der ständigen Verzögerung des Umzugtermins –, hat aber auch ihre Vorteile, denn sie geben den Schwestern wertvolle Tipps und springen ein, wenn das Chaos allzu groß wird – etwa als im Winter 1922 eine schwere Grippe die Gemeinschaft heimsucht. Um die Viren einigermaßen im Zaun zu halten, werden die vom Arzt des Versorgungsamtes behandelten Kranken im alten Noviziat zusammengelegt. Scherzhaft kommentiert später die Chronistin: *„Da konnte man fast jeden Tag erleben: Nimm dein Bett und wandere.“* Die Schwestern tragen es mit Humor, denn sie haben jetzt eine neue Perspektive.

Mut zum Neuen

Dem ausführlichen, überaus anrührenden Chronikbericht über die letzten Tage im Gartenfeld und den Tag des offiziellen Umzugs nach Kürenz – zum ersten Mal in schönster lateinischer Schreibschrift aufgesetzt – spürt man den kaum wiederzugebenden Zauber des Neubeginns an. Er steht für eine tiefgreifende Wende im Leben der Klostergemeinde. Nach Monaten und Jahren zermürbender Zerreißproben hat sich endlich der Mut zum Neuen durchgesetzt und überwindet schließlich noch die unvorstellbaren Schwierigkeiten, die sich während der Bauzeit durch Inflation, Geldmangel, Mangel an Baumaterial, häufige Streiks der frustrierten Arbeiter oder Auseinandersetzungen mit der Baupolizei zu unübersichtlichen Problembergen auftürmten und den Schwestern zeitweise fast allen Mut nehmen. Nach Wochen äußersten Einsatzes – die letzte Nacht wird ganz durchgearbeitet –, unterstützt durch die Barmherzigen Brüder und die künftigen Kürenzer Nachbarn, die in den letzten Tagen kräftig anpacken, sowie einer guten Portion Risikobereitschaft kann schließlich am Fest Christi Himmelfahrt 1922 der lang ersehnte feierliche Umzug erfolgen. Bereits früh am Morgen segnet P. Placidus von Spee aus Maria Laach in aller Stille die noch nicht ganz fertiggestellten Klosterräume in Kürenz ein und feiert allein mit den Schwestern das erste Hochamt in der zu der Zeit noch als provisorisch geltenden Klosterkapelle.[21] Nach dem Mittagessen kehren sie noch einmal ins Gartenfeld zurück, da für den Nachmittag die feierliche Übertragung des Allerheiligsten angesetzt ist.

Zum letzten Mal feiern alle Anwesenden gemeinsam die Vesper in der kahlen Gartenfelder Kapelle, in der nur der neoromanische Hochaltar übrig geblieben ist. Dann ordnet sich die feierliche Prozession ins etwa 2 Km entfernte, zu der Zeit noch nicht zum Stadtgebiet gehörende Kürenz. Der Klosterbeichtvater und Ökonom des Priesterseminars Johann Willems trägt das Allerheiligste, P. Placidus

sorgt als Zeremoniar für die rechte Ordnung. Es folgen die Schwestern mit brennenden Kerzen in den Händen und viele Priester und Gläubige, darunter zahlreiche Ordensleute aus Trierer Klöstern, sowie Freunde und Förderer des Klosters. Auch die Beschäftigten des Versorgungsamtes und eine Delegation von Stadt und Regierung – sogar der Bürgermeister erscheint – nehmen an der Prozession teil. Die Trierische Landeszeitung berichtet von mehreren Tausend Menschen, die feierlich wie an Fronleichnam hinauf in das neue Kürenzer Kloster am Kobusweg ziehen.[22]

Die Gartenfelder freilich schauen dem feierlichen Treiben mit gemischten Gefühlen zu. Oberpostsekretär Wagner, ein gebürtiger Kürenzer, der im Gartenfeld wohnt, gibt in seiner Rede – nicht ohne in feierlichen Worten den Gebetseinsatz der Schwestern zu würdigen – die Gemütslage von Gartenfeldern und Kürenzern wieder: *„Wenngleich wir Gartenfelder die Klostergemeinde zu dem schönen Tausch nur von Herzen beglückwünschen können, so muß ich doch dem Schmerze und der Trauer Ausdruck geben darüber, daß die lieben Schwestern ... uns verlassen haben. Der Schmerz ist um so größer, da die Schwestern auch den eucharistischen Heiland mitgenommen haben, das traute Kirchlein im Gartenfeld nun leer und öde dasteht."* Darauf bittet er sie um ihr Gebet, um das „traute Kirchlein" für den Stadtteil zurückerwerben zu können – was dem eigens hierfür gegründeten Gartenfelder „Kapellenverein" noch im selben Jahr gelingt.[23] Im Namen der Kürenzer, die ihrer Freude über das Kommen der Schwestern im prächtigen Schmuck von Straßen und Häusern Ausdruck verliehen haben, heißt Wagner sogleich die Benediktinerinnen in ihrer neuen Heimat willkommen. Gespannt und neugierig schieben sich die Massen bis zum Abend durch die Gänge und Räume des neuen Klosters, das an diesem Tag allen zur Besichtigung offensteht. Ein Kirchenschweizer sorgt für den reibungslosen Ablauf. Spät abends, als endlich Ruhe in die neuen Mauern eingekehrt ist, setzen sich die Schwestern in ihrem geräumigen neuen Gemeinschaftsraum noch ein wenig zusammen – erschöpft, aber glücklich.

Blütezeit

Für die kommende Zeit ist eine Menge Arbeit angesagt. Die Schwestern sind hochmotiviert. Fast idyllisch klingt der Bericht über die mühevolle Instandsetzung des riesigen, sehr verwahrlosten Geländes, die schon vor dem Umzug längst im Gange war. Lassen wir die Chronistin selbst zu Wort kommen: „*Der Zutritt zu Gottes freier Natur hat sich für uns bedeutend erweitert. ... Die Felder wurden von Steinen gesäubert und der Boden urbar gemacht. Um das Land auf dem Berg etwas trocken zu legen, mußten verschiedene Gräben gezogen werden. Die Weinberge waren ebenfalls in sehr schlechtem Zustande. Chor- und Laienschwestern halfen eifrig, das viele Unkraut zu entfernen. Jetzt konnten wir uns rühmen, wahre Ordensleute zu sein, die von der Arbeit ihrer Hände leben, wie unser heiliger Vater Benedictus im 48. Kap. seiner heiligen Regel erwähnt. Feld, Wiese und Garten boten uns nun die beste Gelegenheit dazu.“* Dann erwähnt sie die besonders Engagierten unter den Schwestern, deren *„Fleiß und Opfermut“* sie dazu treibt, *„auch bei den schweren Feldarbeiten, wie Heu und Frucht laden, eggen und pflügen etc. eifrig tätig zu sein, ja sogar mit dem Esel kleinere Fahrten allein zu unternehmen.“*

Auch der Wald muss gesäubert und aufgeforstet, Blumengärten angelegt, Obstbäume und Beerensträucher gepflanzt, Wege gebahnt werden... Hinzu kommt die tägliche Versorgung der vielen, meist geschenkten Tiere: sechs Milchkühe, zwei Pferde, einige Schweine, eine Schafherde und eine Geflügelzucht aus Enten, Gänsen und Hühnern. Es ist also eine regelrechte Tierfarm, die sich die Schwestern in kurzer Zeit in Kürenz aufbauen. Sie erfahren dabei viel Hilfe, vor allem durch Herrn Johann Weiler, den Onkel einer Schwester, der in das Ökonomiegebäude ganz einzieht und unentgeltlich die Verwaltung der Landwirtschaft übernimmt, sowie meh-

rerer Tagelöhner. Sogar der neue Rektor Peter Spurtzem hilft mit, wo er nur kann.

Auch im Haus gibt es allerhand zu tun. Neben den Aufräumarbeiten bauen die Schwestern schon recht bald die Paramentenstickerei auf und nehmen über den Eigenbedarf an Paramenten hinaus, der bereits im Gartenfeld besorgt worden ist, zunehmend Bestellungen von außen an. Zur Verbesserung ihrer schlechten Finanzlage veräußern sie wenige Jahre nach dem Einzug einen Teil des Grundstücks am Aveler Tal und 1929 den unteren Teil, der an die Domänenstraße grenzt, auf dem die neue Kürenzer Pfarrkirche St. Bonifatius ihren Standort findet. Auch verkaufen sie Milch, Butter und Eier aus ihrer Viehhaltung. Ansonsten verdienen sie sich weiterhin etwas Geld mit Näh-, Flick- und Kirchenwäsche der Barmherzigen Brüder und später auch der Abtei St. Matthias. Zum ersten Mal steht ihnen eine elektrische Waschmaschine im Keller zur Verfügung, das neu eingeführte Telefon erleichtert die nötigen Absprachen und Kontakte.

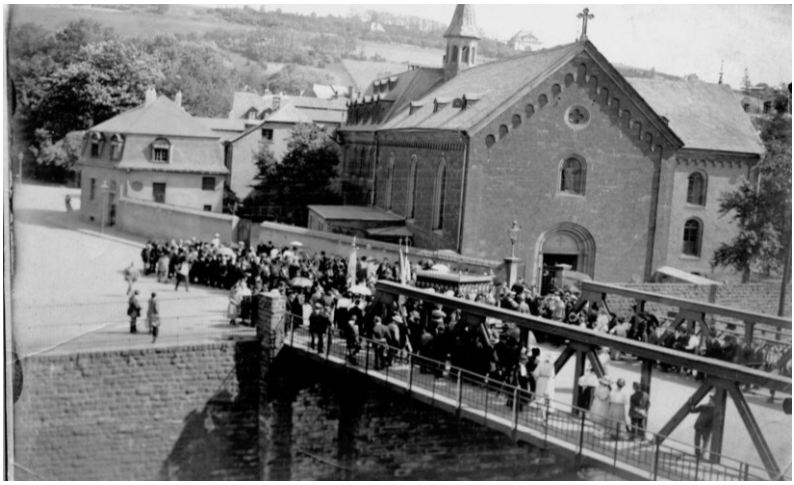
Die materielle Not der Bevölkerung ist in der Nachkriegszeit groß. Die Kürenzer Benediktinerinnen, die selbst so viel Hilfe erfahren – vor allem durch die Benediktinerinnen in Clyde (USA), die vielen deutschen Klöstern helfen –, tun, was sie können, um die Not zu lindern. Jeden Morgen kochen sie bis zu 100 Liter Kakao und backen Brot für die unterernährten Kürenzer Schulkinder. Zeitweise betreuen sie im Kloster täglich bis zu 17 Kinder aus deutschen Beamtenfamilien, die von der französischen Besatzung aus ihren Wohnungen vertrieben worden sind, die Kleinsten unter ihnen auch nachts, bis eine neue Bleibe für die Familien gefunden werden kann.

So verwurzelt sich die Gemeinschaft nach und nach in ihrer neuen Heimat und knüpft neue Kontakte. Ein Höhepunkt in jenen Jahren ist die Hl. Rock-Wallfahrt 1933, an der die Kürenzer Schwestern teilnehmen. Diesmal können sie in der Wallfahrtszeit auch die Peppinger Priorin und einige Pfortenschwestern aus Johannisberg

und Bonn-Endenich als Pilgerinnen in ihrer Mitte begrüßen. *„Das war uns eine rechte Freude, fühlte man doch da so recht die Zusammengehörigkeit unserer lieben Klöster und die Einigkeit in unserem Institut“,* erinnert sich später die Chronistin.

Mit der im Oktober 1922 wiederbesiedelten Abtei St. Matthias entstehen bald gute Kontakte. Exerzitienmeister und Beichtväter, die auch wöchentliche Konferenzen in Kürenz halten, kommen nun fast ausschließlich von dort. Seit 1932 besuchen alljährlich am Scholastikafest die Mattheiser Klerikernovizen das Kürenzer Noviziat, eine Tradition, die später auf die beiden Konvente ausgedehnt wird. Überdies unterlässt es Abt Laurentius Zeller nicht, etwa bei Generalkapiteln, die in St. Matthias stattfinden, oder bei Besuchen einzelner Äbte aus aller Welt mit seinen Gästen auch die Mitschwestern in Kürenz aufzusuchen. Auf diese Weise kommen sie etwas mehr mit dem weltweiten Orden in Berührung, nicht zuletzt auch durch die Besuche von Abt-Primas Fidelis von Stotzingen, den sie aus seiner Laacher Abtszeit bereits kennen.

Priorin M. Gabriela Schöneberger legt Wert auf eine gute, den Möglichkeiten der Schwestern und den Erfordernissen des Konvents entsprechende Bildung. Sie lässt junge Schwestern in Orgelspiel und Harmonielehre ausbilden und einige von den Stickerinnen die Meisterprüfung in Paramentenstickerei ablegen. Der Klosterrektor, Schulrat Peter Spurtzem, hält dem Konvent jeden Samstag eine „Katechese“, die aus einer breiten Palette von geeigneten Themen aus Theologie, Kirchengeschichte und Spiritualität besteht. Dazu unterrichtet er die Chorschwestern zweimal wöchentlich in Latein. Als 1936 auf Betreiben von M. Gabriela das deutsche marianische Offizium für die Laienschwestern eingeführt wird, deren tägliches „Gebetspensum“ bis dahin das 33mal gebetete Vaterunser gewesen ist, führt der Rektor sie eigens in das Verständnis der Psalmen ein.



**Das Gartenfeld-Kloster am Tag des Umzugs, dem 25. Mai 1922,
kurz vor Beginn der Übertragung des Allerheiligsten**

**Prozession mit dem Allerheiligsten
in Richtung Kürenz am Tag des Umzugs**

Heuernte im Kürenzer Klostergelände in den 1920er Jahren

Arbeit im Weinberg

Ab 1939 singen die Laienschwestern auch die gregorianischen Choralmelodien mit und erhalten ebenfalls Lateinunterricht. Im Gegenzug helfen nun Chorschwestern bei der vielen Kirchen- und Bettwäsche mit, einer Arbeit, die bis dahin in der Regel nur von Laienschwestern verrichtet worden ist.

Zweifellos erlebt das Kloster in dieser Zeit zwischen den Kriegen seine Blütezeit – zwar nicht in materieller Hinsicht, doch um so mehr in dem, was die Identität der Gemeinschaft ausmacht. Sehr prägend wirkt dabei die starke Persönlichkeit der früheren Novizenmeisterin M. Gabriela Schöneberger, die 1926 die gesundheitlich angeschlagene M. Cäcilia Rogge als Priorin ablöst. Sie versteht es offensichtlich, den jungen, dynamischen Konvent mit einem Durchschnittsalter von 40 Jahren (1930) mit mütterlicher Fürsorge und zielstrebiger Entschlossenheit durch die Herausforderungen nicht leichter Zeiten zu führen.

Das Lebensgefühl der Gemeinschaft wird nach den Jahren buchstäblich erstickender Enge im Gartenfeld jetzt verständlicherweise stark vom Erleben der Weite am Abhang des Petrisberges geprägt, von Aussaat, Wachstum und Ernte, von den Erfahrungen bei der Arbeit im Weinberg, von der Nachbarschaft zu den Tieren. Das 20,2 Hektar große, nach Südwesten hin ausgerichtete, aus Wiesen, Feldern, Waldungen und einem Weinberg bestehende Gelände, dessen südlicher Teil einst den Eltern von Karl Marx gehört haben soll, wird von den Schwestern aber nicht nur mit Mühe bearbeitet, sondern auch liebevoll gestaltet, wozu seine urwüchsige Schönheit geradezu einlädt. Die Schwestern gestalten 1930 im Wald oberhalb des Klosters aus einer Felsgrotte eine Lourdes-Grotte über einem hübsch angelegten Platz mit Bänken, Blumen und Zierpflanzen im Schatten mächtiger Ahornbäume, zu dem ein von Steinen markierter Weg in kleinen Serpentinen hinaufführt. Weitere Stein- und Blumengärtchen, in denen dem Geschmack der Zeit entsprechend meist geschenkte oder vom Gartenfeld mitgebrachte Muttergottes-, Herz-

Jesu-, Engel- oder Heiligenstatuen aufgestellt werden, laden als stille, besinnliche Flecken zum Gebet ein. Dagegen wirkt das kleine einsame Bergplateau am halben Abhang oberhalb der Lourdesgrotte eher nüchtern. Ein schlichtes, 1931 errichtetes, 3 m hohes Holzkreuz mit dem Antlitz des dornengekrönten Herrn an der Balkenkreuzung erhebt sich aus dem Felsvorsprung über Kloster und Stadt. 1932 legen die Schwestern neben dem Hauptweg, der zum Berg hinaufführt, einen kürzeren, steilen Kreuzweg mit Stationen im Tiroler Stil an. Er steigt vom Lourdesplatz aus hinauf bis zu einer noch höher als das „Kreuzplateu“ gelegene Lichtung zwischen Wald und Weinberg, mit einem weiten Ausblick über die Römerstadt. An diesem Platz bauen die Benediktinerinnen 1934 dem stets verehrten hl. Joseph eine kleine Eremitage, in der zu der Zeit gelegentlich sogar die Eucharistie gefeiert wird.

Mit fast jugendlichem Schwung investieren die Schwestern ihre Energie über die täglich zu bewältigende Arbeit hinaus in solche Zeichen. Aber nicht nur das Erleben der Natur bewegt sie. Sie sind auch geprägt von der geistlichen Aussaat, vom Wachstum aus der Energiequelle des Ordens, aus der Liturgie, aus der Anbetung, aus tiefer Christusbeziehung nicht weniger Schwestern. Vielfältig unterstützt, finden sie ihren eigenen schlichten Weg, die Freude an ihrer Berufung zum Ausdruck zu bringen.

Das zeigt sich nicht zuletzt auch in der liebevoll gestalteten Liturgie. So verrät etwa die Chronik beiläufig, dass die Gemeinschaft, die Anfang der dreißiger Jahre auch zahlenmäßig ihren Höhepunkt erreicht, nicht nur den gregorianischen Choral beherrscht, sondern darüber hinaus in der Lage ist, an hohen Festen vierstimmige Motetten zu singen. Die Dynamik des monastischen Lebens in seiner leiblichen, geistigen, spirituellen und kulturellen Dimension hat zweifellos ihren Höhepunkt erreicht.

Dunkle Zeiten

Nach den Jahren des Aufschwungs sieht sich die Gemeinschaft bald wieder einer neuen schweren Bewährungsprobe ausgesetzt: Der Zweite Weltkrieg bricht aus. Gleich zu Beginn richten die Schwestern sich darauf ein, ihr Kloster möglicherweise verlassen zu müssen. Trier gehört zur sogenannten 2. Zone, die teilweise geräumt werden soll. Zudem gibt es deutliche Hinweise, dass das Regime es auf das Kürenzer Kloster abgesehen hat, wie auf viele andere, um es zu enteignen und für militärische Zwecke zu gebrauchen. Bereits im September 1939 wird auf dem Klosterberg ein Unterstand für einen Horch- und Beobachtungsposten der Flak errichtet, wo drei Soldaten mit Horchgeräten den Luftraum über Trier beobachten. Diese Station wird allerdings wenige Monate später verlegt.

Im Januar 1940 erscheinen Beamte der Gestapo im Kloster und besichtigten es im Hinblick auf eine mögliche militärische Nutzung des Gebäudes. *„Unsere engen Räume ließen es allerdings doch als recht ungeeignet erscheinen“,* schreibt die Chronistin. Die Ungewissheit bleibt. Bei der zweiten Besichtigung im Februar gelingt es M. Gabriela, die Gestapo nochmals von der mangelnden Eignung zu überzeugen. Als sie jedoch im März 1940 zum dritten Mal kommen, lassen sie ihr kaum Hoffnung. Man brauche das Kloster zur Unterbringung von Westwallarbeitern oder Soldaten. Innerhalb von acht Tagen soll es geräumt sein. Die Priorin reicht eine Eingabe bei der Stadtkommandantur ein mit der dringenden Bitte, doch von diesem Plan abzusehen und den Konvent wegen der alten und kranken Schwestern in Kürenz zu belassen und nur die Gästeräume des Klosters zu belegen, die überdies in besserem Zustand seien als die armseligen Räume in der Klausur. Das Angebot wird angenommen. Die dort untergebrachten Soldaten bleiben allerdings nur wenige Tage.

Der neue Klosterrektor Dr. jur. Heinrich Wessels, der zuvor vor den Nationalsozialisten aus Münster geflohen ist, hilft dem bedrängten

Konvent, Vorkehrungen für den Ernstfall einer Enteignung zu treffen. Er besorgt Schreibmaschinen, und auf seine Anregung hin lernen einige Schwestern Maschinenschreiben und Stenografie, worauf er sie vom Generalvikariat mit Schreibarbeiten beauftragen lässt. So können sie ihre Finanzen etwas aufbessern und hätten vor allem im Ernstfall eine relativ sichere Erwerbsquelle auch außerhalb des Klosters. Überdies vermittelt er ihnen wichtige Tipps für den Umgang mit der Gestapo, falls diese wieder im Kloster erscheinen sollte, für ein Leben außerhalb des Klosters oder gar in einer Fabrik etc. Vor allem sucht er sie moralisch zu stärken, indem er ihnen entsprechende Vorbilder aus der Kirchengeschichte vor Augen stellt. So sind sie in jeder Hinsicht vorbereitet.

Am 27. Februar 1941 stehen plötzlich die ausgewiesenen 44 Peppinger Mitschwestern mit einem Beamten der Gestapo vor der Kürenzer Klosterpforte. Dieser befiehlt ihnen, in Kürenz zu bleiben, bis man weiteres über sie verfügt. Notdürftig werden sie alle untergebracht, auf Matratzen und Strohsäcken, wobei die jüngeren Kürenzer Schwestern den älteren aus Peppingen ihre Zellen überlassen. Bischof Franz Rudolph Bornewasser (1866–1951) besucht sogleich die beiden Konvente und beteiligt sich mit einer größeren Spende an den Kosten für die Verpflegung der insgesamt über 100 Schwestern, die nun auf engstem Raum zusammenleben müssen. Bis zum 15. März sollen die Peppinger auf Anordnung der Gestapo Trier verlassen haben, bis auf einige wenige, die in Kürenz bleiben dürfen. Die übrigen werden auf deutsche Klöster verteilt oder kehren in ihre Heimat zurück, wo sie allerdings nur in Zivilkleidung privat leben dürfen. Zeitweise finden später auch einige Bonner Mitschwestern in Kürenz Unterkunft, von denen eine schließlich ganz bleibt.

Im März 1941 erscheint der gefürchtete Kreisleiter der NSDAP für den Stadtkreis Trier und Gauinspektor Albert Müller (1896–1945) mit zwei städtischen Beamten, die sämtliche Klosterräume vom Keller bis zum Speicher durchsuchen – wie immer mit dem angege-

benen Grund einer möglichen „militärischen Nutzung“. Auch diese sind sichtlich enttäuscht über den schlechten Zustand des Hauses. Daraufhin legt Rektor Wessels der Stadt einen ausführlichen Bericht über den Zustand des Klosters und die Arbeiten der Schwestern vor, die eine große Landwirtschaft und Weinbau betreiben, von deren Ertrag sie ja auch eine ganze Menge abliefern. Zudem sticken sie auf Anfrage der Firma Gutmann in Weißenburg seit Anfang des Monats Offizierskragenspiegel und Brusthoheitsabzeichen. Er hofft, sie dadurch vor weiteren Besichtigungen und vor allem vor der Ausweisung schützen zu können. Dennoch bleiben dem Kloster weitere Besichtigungen nicht erspart. Immer scheitern die angeblichen Pläne der Machthaber an der großen Armut der Schwestern.

Doch die düsteren Zeiten bringen nicht nur Düsteres. Mitten in den Monaten der Ungewissheit und Sorge laden die Benediktinerinnen sieben Eibinger Mitschwestern, die nach der Vertreibung aus ihrem Kloster am Rhein im Trierer Marienkrankenhaus einquartiert worden sind, zu einer Begegnung nach „Bethanien“ ein, *„um den Schwestern in ihrer anstrengenden, ungewohnten Tätigkeit im Krankenhaus eine Erholung zu bieten“*, wie es in der Kürenzer Chronik heißt. Es wird ein für beide Seiten erfreulicher Austausch, der in Friedenszeiten so nie zustande gekommen wäre, verbunden mit einem Spaziergang in kleinen Gruppen durch Wald und Feld. Auch in den kommenden Jahren kommen die Eibinger Mitschwestern mehrmals wieder.

1942 beschlagnahmt die Wehrmacht auf dem Klosterberg – ein militärisch günstiger Stützpunkt mit weitem Blick über die Stadt – 3,5 ha Ackerland. Eine Asphaltstraße, sechs Geschützstände, mehrere Unterstände für Soldaten und Munition, sowie eine Feldküche werden dort errichtet. Ab September desselben Jahres sind 30 Soldaten mit drei schweren Flakgeschützen dort stationiert, das Josefskapellchen dient einigen Soldaten einer Scheinwerferabteilung als Unterkunft. Ständig brausen jetzt schwere Militärfahrzeuge mit ohrenbetäubendem Lärm durch die einst so stillen Waldwege.

Die friedliche Oase, in der die Schwestern inmitten der kriegerischen Unruhen und bedrohenden Ungewissheiten bis dahin Kraft schöpften konnten, ist dahin.

Die Bedrohung rückt immer näher. Laut Verordnung vom 27. Januar 1943 müssen sich nun auch Frauen vom 17. bis 45. Lebensjahr für Aufgaben der Reichsverteidigung – etwa in Munitionsfabriken – zur Verfügung stellen, soweit sie nicht bereits volle 48 Stunden in einem kriegswichtigen Betrieb arbeiten. Das Reichskirchenministerium verlangt auch von den Benediktinerinnen die Offenlegung des gesamten Personalbestandes des Klosters, damit die jüngeren Schwestern festgestellt und einberufen werden können. 23 Schwestern fallen unter die betroffenen Jahrgänge. Mit der geforderten Liste schickt M. Gabriela einen ausführlichen Bericht über die große Landwirtschaft und den Weinbau des Klosters, die ja auch einen „kriegswichtigen“ Dienst leisten, da sämtliche Milch und eine genau festgelegte Menge an Kartoffeln und Obst abgeliefert werden müssen, dazu noch die Stickarbeiten für die Heeresverwaltung. Sie hat mit ihrer Eingabe Erfolg, doch die Ungewissheit bleibt. Die „dienstverpflichteten“ Schwestern müssen nun wöchentlich volle 48 Stunden in der Stickerei arbeiten und zusätzlich die übliche Arbeit im Haus, in der Landwirtschaft und im Weinberg bewältigen. Das Chorgebet halten sie weiterhin durch, doch etwas vereinfacht, wobei die kleinen Tageshoren ganz entfallen. Die Anbetungszeit wird von einer Stunde auf eine halbe herabgesetzt, Lesung und Betrachtung erfolgen gemeinsam während der Arbeit. Jede Minute des Tages ist kostbar, zumal das Generalvikariat die Schwestern anweist, in der Situation auf keinen Fall die dringend benötigte Nachtruhe zu verkürzen, die durch Fliegerangriffe ohnehin schon oft genug gestört wird. Bald wenden sich mehrere Frauenklöster der Umgebung an die Kürenzer Benediktinerinnen, um sich nach ihren Erfahrungen mit den „kriegswichtigen“ Arbeiten und der entsprechenden Organisation des klösterlichen Alltags zu erkundigen und schließlich einzelne Schwestern von ihnen in die Stickarbeiten einführen zu lassen.

Als die Front immer näher rückt, errichten die Schwestern im Keller eine Notkapelle, in die bei drohender Gefahr durch Flieger das Allerheiligste gebracht wird. Im Herbst 1944 steht Trier fast ständig unter Beschuss. Die Schwestern richten sich ganz im Keller ein. Es ist ihnen freigestellt, bei Verwandten oder sonst wo in Sicherheit unterzukommen, doch die Gemeinschaft entscheidet einstimmig, zusammen zu bleiben. Im Dezember 1944 muss kurzfristig die ganze Stadt zwangsevakuiert werden. Die Benediktinerinnen finden samt Viehbestand im 40 km von Trier entfernten Moselort Wintrich, der Heimat einer Mitschwester, Unterkunft – mit Ausnahme von zwei Schwestern, die aus gesundheitlichen Gründen nach Bernkastel ins Moselkrankenhaus gebracht worden sind. Eine weitere, schwer herzkranke Schwester entschließt sich nach kurzer Zeit in Wintrich, zu den Kapuzinerinnen nach Mainz zu gehen, denen sie freundschaftlich verbunden ist. Dort stirbt sie zusammen mit 41 Kapuzinerinnen bei einem schweren Fliegerangriff.

Die Wintricher begegnen den Schwestern gastfreundlich und gewähren ihnen großzügig Wohn- und Abstellräume, sowie materielle Hilfe. Sie stellen ihnen den großen Schulsaal zur Verfügung, in dem sie für zehn Schwestern Betten aufstellen können. Die übrigen Schwestern bringt man in Privatquartieren im Dorf unter. Der Schulsaal, in dem man einen Herd aufgestellt hat, dient tagsüber zugleich als Küche, Refektorium, Arbeitsraum und Gemeinschaftssaal. *„Nur wer eine große Portion Geduld mitbrachte, konnte in Frieden leben“,* berichtet die Chronistin und zitiert darauf den humorvollen Kommentar einer Mitschwester, die beim Anblick des Durcheinanders in dem von hoch aufgestapelten Kisten, Säcken und Körben vollgestopften Raum, der zudem 60 Schwestern Platz bieten soll und in dem auch noch gekocht werden muss, spontan ausruft: *„Entweder werden wir hier alle heilig oder verrückt!“* Ohne einen gewissen Galgenhumor geht es wohl auch nicht.

Gegenüber den chaotischen Zuständen im Schulsaal wirkt die tägliche Eucharistiefeier und das Chorgebet in der Wintricher Pfarrkirche

wie eine Erlösung auf die Benediktinerinnen. Das unmittelbar bevorstehende Weihnachtsfest, bei dem die Schwestern das Hochamt singen, wird zu einem unvergesslichen Erlebnis für Schwestern und Dorfbewohner. Bald singen die Ordensfrauen an allen Sonn- und Feiertagen das Hochamt und die Vesper, sowie die Seelenämter für die Verstorbenen und Gefallenen des Dorfes. Es gelingt ihnen sogar, eine kleine Choral-Mädchenschola zu gründen; zwei der Mädchen erhalten von der Organistin Sr. Ethelburga Westiner Orgelunterricht. Zur Freude der Dorfbewohner, die wegen des Krieges auf ihren Organisten verzichten müssen, übernimmt Sr. Ethelburga in den Gottesdiensten das Orgelspiel. Auch sonst stehen die Schwestern den leidgeprüften Dorfbewohnern hilfreich zur Seite als Ratgeberinnen, Hostien- und Brotbäckerinnen oder Handwerkerinnen, die sich sogar im Schreiner- und Schusterhandwerk auskennen. Da jedoch auch die Stick- und Näharbeiten für die Wehrmacht weiterhin ausgeführt werden müssen, erhalten die Schwestern hierfür einen Raum in der geschlossenen Gaststätte Thinnes. Nach einiger Zeit zieht die ganze Gemeinschaft für tagsüber dorthin, weil die Schule anderweitig gebraucht wird. Das neue Stammquartier bietet ihnen mehr Annehmlichkeiten und Räume. Nun nehmen die Wintricher auch die Schwestern, die bislang im Schulsaal übernachtet haben, in ihre Häuser auf. Die Stickerinnen erhalten einen neuen Arbeitsraum in der Nachbarschaft.

Zweimal unternehmen einige Schwestern unter abenteuerlichen Umständen eine lebensgefährliche Reise nach Trier, um nach dem Rechten zu sehen und dringend benötigte Kartoffeln und Runkelrüben, die sie vor ihrem Weggang – da sie nicht alles mitnehmen konnten – im Klosterkeller eingemauert haben, nach Wintrich zu schaffen. Sie finden ihr Kloster so vor, wie sie es verlassen haben und kehren zuversichtlich in ihr Asyl zurück. Um so erschütternder schlägt dann Anfang Februar 1945 während der Rekreation die furchtbare Nachricht ein, das Kloster sei in der Lichtmessnacht getroffen worden und völlig niedergebrannt. Nur die Grund- und Umfassungsmauern ständen noch, so dass man vom Erdgeschoss aus in

den Himmel blicken könne. Auch das Ökonomiegebäude ist von der gleichen Brandbombenladung getroffen worden, doch das feste Deckengewölbe hat das weitere Vordringen des Feuers verhindert, wodurch die Stallungen erhalten geblieben sind.

Gegen Ende des Krieges kommt auch Wintrich unter starken Beschuss. Die Räume der Schwestern in der Gaststätte werden durch die Druckwellen beschädigt, doch den Schwestern selbst geschieht nichts. Am 18. März 1945 ziehen die Amerikaner in Wintrich ein. Kurz zuvor sind drei Männer aus dem Dorf mit der weißen Fahne ins Lager der Amerikaner gelaufen, um das Dorf zu übergeben. Bei ihrer Ankunft sollen die Geschosse schon auf Wintrich gerichtet gewesen sein. Das mutige Unternehmen gelingt. Es fällt kein Schuss mehr, das Dorf ist gerettet. Die Benediktinerinnen haben nur einen Gedanken: so schnell wie möglich nach Trier zurückkehren und das Kloster wieder aufbauen.

Wiederaufbau

Nachdem zwei Schwestern und Rektor Wessels mit dem Fahrrad schon vorgefahren sind, kehrt am 28. März 1945 die erste Gruppe mit 18 Schwestern und dem Klosterhund auf einem mit Strohsäcken, Bettzeug und Lebensmitteln hoch beladenen Lastwagen unter schwierigsten Umständen nach Trier zurück. Sie kommen jedoch nur bis Feyen, einem Vorort von Trier, wo sie aufgehalten werden, da kein deutsches Fahrzeug in die Stadt einfahren darf. So stellen sie den Großteil ihrer Ladung in die Scheune einer Feyener Verwandten unter und ziehen zu Fuß schwer beladen weiter zu ihrer Klosterruine. Dort richten sie sich im teilweise noch erhaltenen Keller ein. Die enge Backstube dient tagsüber als Aufenthaltsraum und Küche, die frühere Notkapelle und der Kesselraum als Schlafraum für acht Schwestern. Die übrigen zehn machen sich in dem mit Kalkresten notdürftig geweißten Kuhstall des Ökonomiegebäudes ihr Schlaflager zurecht. Sie ernähren sich von den Vorräten, die sie vor der Eva-

kuierung im Keller eingemauert haben. Da diese aber nicht lange reichen, helfen ihnen die Barmherzigen Brüder und die Schwestern vom Guten Hirten aus der Not. Mehrere Trierer Klöster, darunter auch St. Matthias, wo Abt Basilius Ebel und ein Laienbruder, die als erste zurückgekehrt sind, mühsam aufräumen, bieten den Schwestern an, während des Wiederaufbaus bei ihnen zu wohnen. Doch die zu bewältigende Arbeit ist so gewaltig, dass die Benediktinerinnen sich keine langen Wege leisten können, nicht zuletzt wegen der frühen Ausgangssperre. St. Matthias aber liegt am anderen Ende der Stadt! Schließlich nehmen sie das Angebot der Vinzentiner an, die nur 12 Minuten von Kürenz entfernt wohnen und bereitwillig der ganzen Kürenzer Gemeinschaft eine Etage ihres Klosters überlassen, die allerdings erst drei Wochen lang von den Kriegseinwirkungen gesäubert werden muss. Nach 15 Transporten ist endlich am 2. Juni 1945 die Gemeinschaft mit Sack und Pack und Vieh wieder in Trier vereint.

Sechs Schwestern bleiben Tag und Nacht in Kürenz, wo sie das Vieh versorgen und bewachen. Vier schlafen im Klosterkeller, die beiden anderen und der nicht ungefährliche Klosterhund, der sie etwas vor Plünderern schützt, in der Milchküche der Ökonomie. Bei drohender Gefahr pfeifen sie mit einer Trillerpfeife den Gärtner vom Schloss Servais herbei, der sofort mit anderen Männern zur Stelle ist. Dennoch kann ein schwerer Zwischenfall nicht vermieden werden: Als die mutige Sr. Margareta Kötter bei einem der Überfälle den Eindringlingen entschieden entgegentritt, trifft sie ein lebensgefährlicher Schuss in den Leib, an dessen Folgen sie bis an ihr Lebensende leiden wird. Durch das Herbeieilen der Männer vom Schloss Servais kann immerhin noch Schlimmeres verhütet werden. Schließlich beantragt der Klosterrektor bei der amerikanischen Militärregierung eine Dauerwache für das Kloster, die ihnen Anfang Mai 1945 auch gewährt wird.

Die im Vinzentinum untergebrachten Benediktinerinnen können ein einigermaßen geregeltes monastisches Leben wieder aufnehmen,

wenn auch mit einigen Dispensen. Sie dürfen die meisten Gemeinschaftsräume der Patres mitbenutzen, natürlich auch die Kirche, in der insgesamt fünf verschiedene Ordensgemeinschaften gemeinsam Gottesdienst feiern. Als Gegenleistung beteiligen sie sich an der Reinigung der Räume und am Pforten- und Sakristeidienst. Jeden Morgen nach der Lesung, während derer sie Kartoffeln schälen und Gemüse putzen, beladen die Schwestern ihre Handwagen und ziehen hinauf nach Kürenz, wo sie die gewaltigen Schuttberge wegräumen, ihre Felder bestellen und den Weinberg bearbeiten. Mittags bringen ihnen die Mitschwestern, die zum Kochen im Vinzentiunum geblieben sind, auf einem weiteren Handwagen das Essen herauf. Da die Benediktinerinnen ja im Vinzentinum vorerst gut aufgehoben sind, haben sie keinen Anspruch auf Zuteilung von Arbeitskräften und Baumaterial seitens der Stadt, in der eine katastrophale Wohnungsnot herrscht. So müssen sie selber auf die Suche nach Baumaterial und Arbeitern gehen.

Es ist nicht verwunderlich, dass nach der fast völligen Zerstörung des Klosters im Krieg und den unvorstellbaren, nicht nur materiellen Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit alte Träume wieder wach werden. Trotz der großen Not erwägen die Benediktinerinnen ernsthaft, nun doch einen erweiterten Bau mit Klosterkirche zu wagen, da ja ohnehin neu gebaut werden muss. Sie beauftragten dazu Baumeister Toni Schmid, der ihnen einen entsprechenden Entwurf vorlegt. Doch die Realität sieht mehr als trostlos aus. Schwierigkeiten aller Art türmen sich auf und machten es schier unmöglich, an die Verwirklichung der Pläne zu denken. Das Geld fehlt, die ständig der Witterung ausgesetzten, teilweise brüchigen Mauern der Klosterruine verfallen mehr und mehr, das Bauamt macht große Schwierigkeiten. Als wäre das nicht schon genug, wird der Konvent aufgefordert, die einzige Besonderheit des Hauses, nämlich das dreiachsige Zwerchhaus in der Mitte des Hauptgebäudes, dessen Giebelfront erhalten geblieben ist, zu entfernen, da es angeblich nicht in das Stadtbild der Nachkriegszeit passe. Statt des hohen, markanten

Walmdaches der Vorkriegszeit soll jetzt ein mit hässlichen Blechbahnen gedecktes einfaches Satteldach errichtet werden.

Nur mit Beziehung, Glück und enormem Einsatz gelingt es den Schwestern, mit den Aufbauarbeiten weiter zu kommen. Als Bausteine benutzen sie die losen Steine der Klosterruine und weitere Mauersteine aus der verlassenen Flakstation auf dem Berg. Zusammen mit den Arbeitern, die sie vorerst nur mit Wein und Schnaps bezahlen können, packen sie an, wo sie nur können. Oft sieht man jetzt die Schwestern auf dem Gerüst stehen, wo sie die Ärmel hochkrempeln und Balken für den Dachstuhl einziehen und aufrichten, Verschalbretter annageln oder Fenster einsetzen und verkitten. Der neue Architekt Paul Schnippering aus Kürenz, – seinem Vorgänger Toni Schmid muss der Konvent wegen Geldmangel kündigen – gibt ihnen gegen eine geringe Gebühr fachkundige Anleitung.

Mitten im Gewühle des Wiederaufbaus weht ein frischer Wind der Erneuerung durch ihre Reihen. In den gemeinsam durchgestandenen Jahren der Not tief zusammengewachsen, wollen die alten Rangunterschiede zwischen Chor- und Laienschwestern, die sich bereits in den 30er Jahren schon etwas gelockert haben, nicht mehr in das neu gewachsene Gemeinschaftsbewusstsein passen. Dies ist ein zentrales Thema bei den Visitationsgesprächen von 1947, die der Trierer Weihbischof und spätere Bischof von Trier Dr. Bernhard Stein führt. Als Ergebnis der Visitation legt er am 13. Mai 1948 die weitgehende Gleichstellung von Chor- und Laienschwestern offiziell fest. Sie betrifft die einheitliche Kleidung, die zu vermeidende Bezeichnung „Chor-“ oder „Laienschwester“ im Umgang miteinander wie in der Gelübdeformel, die Rangordnung (d.h. fortan gilt unterschiedslos das Eintrittsalter), die aktive Beteiligung an allen lateinischen und deutschen Gebeten, Gesängen und Prozessionen außerhalb des Offiziums sowie am Gesang- und Lateinunterricht – soweit möglich – und schließlich die tägliche gemeinsame Lesung und die gemeinsame Rekreation. Dazu werden vom Bischöflichen Ordinariat Trier *„im Benehmen mit dem Konvent“* weitere Punkte *„fest in Aus-*

sicht genommen und geplant"[24], die praktisch die uneingeschränkte rechtliche Gleichstellung zum Ziel haben.

Nach fast vier Jahren mühsamen Aufbaus können die Benediktinerinnen im Sommer 1949 wieder in ihr Kloster einziehen. Rektor Wessels und P. Ernst Vorage, Superior der Vinzentiner, segnen am 21. Juli 1949 die noch nicht ganz fertigen Klosterräume ein. Die Vinzentiner freuen sich mit den Benediktinerinnen, lassen sie jedoch nicht leicht gehen. *„Sie verbreiteten überall eine Atmosphäre der Stille und des Gebetes"*[25], schreiben sie über die Schwestern in ihre Klosterchronik und loben deren Zuverlässigkeit und Einsatzbereitschaft. Am folgenden Tag wird die erste heilige Messe nach dem Krieg in „Bethanien" gefeiert. Die materielle Not ist noch groß und es gibt viel zu tun, aber sie sind endlich wieder daheim.

Neuorientierung

Kaum sind die letzten Folgen des Krieges behoben, da kündigt sich eine neue, diesmal in ganz anderer Weise prägende Zeit an. Zunächst erleben die Schwestern 1957 einen Höhepunkt durch die endgültige Bestätigung Roms der Gleichstellung von Chor- und Laienschwestern – wenn auch mit einigen Auflagen – und die Einführung der Feierlichen Ewigen Gelübde für alle. Von nun an beten alle Schwestern gemeinsam das große monastische Brevier, das dann infolge des Zweiten Vatikanischen Konzils nach den neuen liturgischen Richtlinien erneuert wird. Bei der Erneuerung ist das möglichst ausgewogene Verhältnis zwischen lateinischem gregorianischem Choral und deutschem Liturgiegesang ein wichtiger Gesichtspunkt für die Schwestern. Mancher alter Brauch, der inzwischen als nicht mehr zeitgemäß empfunden wird, verschwindet aus dem Zeremonienrepertoire der Kürenzer Benediktinerinnen. Neue Formen müssen allerdings erst noch gefunden werden. Als hilfreiche Orientierung begrüßt die Gemeinschaft die neuen Konstitutio-

nen von 1973 und später das 1982 erschienene geistliche Direktorium „Leben mit Christus“.

Der Konvent nutzt die neu gegebenen Weiterbildungsmöglichkeiten durch Kurse, Tagungen etc. 1967 absolvieren zwei Jungprofessen den zweijährigen Kurs der Missio Canonica. Sr. Genovefa Guerville (1930–1989) macht 1986 ihr theologisches Diplom an der Theologischen Fakultät Trier unter dem Thema "Mechtilde de Bar (1614–1698), Stifterin der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament, und die Bibel". Außerdem übersetzt und veröffentlicht sie eine kleine Sammlung spiritueller Texte M. Mechtilde de Bars aus dem Französischen ins Deutsche[26]. Bald gehören der Würzburger Theologische Fernkurs und/oder der liturgische Fernkurs vom Liturgischen Institut Trier ganz selbstverständlich zum Lernstoff der Noviziatsausbildung.

Durch die weitgehende Aufgabe der Landwirtschaft verändert sich das Klostergelände in den 60er Jahren. Der Konvent verpachtet einen großen Teil des Ackerlandes sowie den Weinberg an die bischöflichen Weingüter in Trier. Ein Landwirt übernimmt als Unterpächter die Felder und legt Weiden für seine Rinder an. Den Wald, die Obstplantage und einige Felder für den Anbau von Salat, Gemüse und Kartoffeln behalten die Schwestern. Über 6.000 m2 des Grundstückes werden als Baupacht zum Wohnungsbau freigegeben. Durch die Umstrukturierung des Geländes findet sich etwas unterhalb der Lourdesgrotte eine trockene Stelle an dem von mehreren Wasserquellen gespeisten Bergabhang. Dort legen die Schwestern 1969 den Friedhof an.

Die neuen Konzilsbestimmungen prägen nicht zuletzt auch den Umgang mit der Klausur. Ein Teil des Geländes wird für Gäste freigegeben, kann aber weiterhin auch von den Schwestern benutzt werden. Nahe beim Friedhof entsteht in einem ehemaligen Holzschuppen die Begegnungshalle St. Benedikt, um leichter Gruppen und Schulklassen aufnehmen zu können. Sie besteht aus einem Saal, in dem

bis zu 50 Personen Platz finden können, dazu noch einem kleinen Besuchsraum für persönliche Besuche einzelner Schwestern und einer Küche mit der Möglichkeit zum Kaffee-Kochen.

M. Scholastika Schuknecht, die 1974 die Leitung des Konventes übernimmt, ist es ein wichtiges Anliegen, Frauen und Mädchen während einer begrenzten Zeit am Beten und Arbeiten der Gemeinschaft in der Klausur teilnehmen zu lassen. Am 2. Oktober 1982 verbringen zehn junge Mädchen einen Tag in „Bethanien“, im Rahmen einer vom Bistum organisierten Begegnung zwischen Jugendlichen und Orden, an der über 300 Jugendliche teilnehmen, die in die verschiedenen Klöster verteilt werden. Die Mädchen beten mit den Schwestern im Chor, essen mit ihnen im Refektorium, eine Schwester erkundet mit ihnen den urwüchsigen „Klosterberg“ und schließlich gibt es in „St. Benedikt“ die Möglichkeit, Fragen zu stellen und sich auszutauschen. Tief beeindruckt verabschieden sich die Mädchen wieder von den Schwestern nach einer abschließenden Tafelrunde bei Kaffee und Kuchen. Einige aber kommen wieder. Es entwickelt sich bald ein regelmäßiger Gesprächskreis, der durch Mundpropaganda weitere Kreise zieht und fast zehn Jahre bestehen wird. Drei Kandidatinnen, die später dem Konvent angehören werden, gehen aus diesem Kreis hervor, den die Novizenmeisterin Sr. Magdalena Van Uem leitet. Das Angebot „Kloster auf Zeit“ wird nun relativ oft genutzt, meist von jungen Mädchen, die auch andere dafür begeistern. Mit dem ausgehenden Jahrzehnt ebbt diese Welle allerdings wieder ab. Seit den 90er Jahren kommen eher einzelne Menschen auf der Suche nach Gespräch, Entspannung, Vertiefung und Neuorientierung, Stille und Geborgenheit. Bis über die Jahrtausendwende hinaus kommen auch zahlreiche Gruppen von Kommunionkindern, Messdienern und gelegentlich auch Firmlingen das ganze Jahr hindurch, um die Hostienbäckerei zu besichtigen oder das Klosterleben etwas kennenzulernen. Die Schwestern nutzen die Gelegenheit zum Austausch mit den Kindern, oft verbunden mit einer kleinen Katechese. Leider muss dieser Dienst wegen Mangel an Personal später stark eingeschränkt werden.

Die klösterliche Arbeit ändert sich in den Konzilsjahren und danach wesentlich durch die weitgehende Aufgabe der Landwirtschaft. Während die Paramentenstickerei, deren Leitung Sr. Walburga Schuler nach dem Tod der letzten Stickmeisterin übernimmt, eine wichtige, doch eher bescheidene Einnahmequelle des Klosters bleibt, kommt 1963 die Hostienbäckerei hinzu, die die Benediktinerinnen von den Schwestern vom Guten Hirten in Trier übernehmen. Sr. Roswitha Bien baut sie maßgeblich auf, später wird Sr. Bernharda Zanzen die Leiterin. Weitere Einnahmequellen sind Pachterträge, Renten und die eine oder andere Miete im Ökonomiegebäude. Die äußeren Veränderungen wirken sich auch auf die technische Ausrüstung des Klosters aus. 1973 wird ein Hostienbackautomat mit zwölf Backeisen von der Firma Kissingen angeschafft, 1989 das erste Auto, zwei Jahre später der erste Computer. Inzwischen sind die digitalen Geräte vom klösterlichen Alltag kaum noch wegzudenken.

Ausblick

Heute, im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts und mit über 150 Jahren auf dem „Buckel“, versucht die Gemeinschaft, unter den aktuellen Bedingungen den altbewährten Weg des Ora et Labora weiterzugehen. Sie befindet sich, wie so oft in ihrer bewegten Geschichte, wieder an einem entscheidenden Wendepunkt. Es sind nicht mehr primär äußere Bedrohungen, die den Konvent herausfordern, sondern Einschränkungen durch Alter und Krankheit und die zunehmend bedrängende personelle Situation. Die Gemeinschaft versucht, mit Gottes Hilfe sich auch dieser Herausforderung zu stellen.

Die Zeiten, Wachstum in Zahlen zu messen – oder in die Versuchung zu kommen, es zu tun – , sind endgültig vorbei. Wir können heute bestenfalls unsere Lebensjahre zählen, die gesättigt sind mit Erfah-

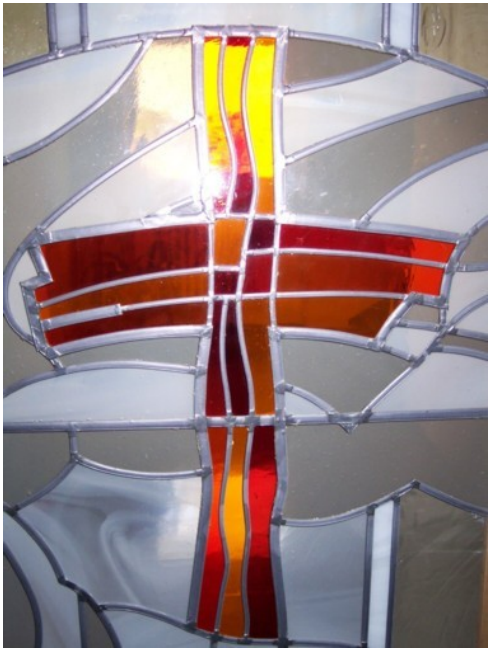
rung. Ja, unsre Tage zu zählen, das können wir wohl tun, um ein *„weises Herz“* zu gewinnen, wie es in einem Psalm heißt[27]. Mit dem „weisen Herzen“ werden wir ausschauen nach Christus, um uns am Morgen *„mit seiner Huld zu sättigen“,* um zu *„jubeln und uns freuen all unsere Tage*“, die uns geschenkt sind. Der Abend des Lebens ist in Gottes Augen längst ein neuer Morgen des Heils, in dem seine Huld aufstrahlt. So versuchen wir, mit Gottes Beistand mutig in die Zukunft zu blicken und in der Bereitschaft zu wachsen, unter den jeweils veränderten Bedingungen unsere je aktuelle authentische Antwort auf die Fragen unserer Zeit zu geben.

Eine drängende Frage, die unsere Gesellschaft noch sehr viel mehr als bisher beschäftigen wird, ist die demografische Entwicklung, die – nicht ganz zufällig – mit der Glaubenskrise der Gesellschaft zusammenfällt. Wir Ordensleute gehören zu den ersten, die diese Entwicklung zu spüren bekamen. Aber wir sind längst nicht mehr die einzigen, die von den Folgen betroffen sind. Wir stehen zusammen mit den Menschen unserer Zeit und Umgebung mitten drin in diesen Fragen und versuchen einfach, noch viel bewusster als bisher mit den Augen Jesu Christi den Wert und die Würde des Menschen zu sehen, gerade auch des alten Menschen. Wir versuchen, einen angemessenen Rahmen für seine Bedürfnisse zu ermöglichen und seinen unverzichtbaren Auftrag zum Aufbau des Reiches Gottes wertzuschätzen – ohne dabei den Raum für die Jüngeren zu vernachlässigen, damit auch sie weiter wachsen können. Nur im Einklang mit dieser Haltung werden wir gute Wege in die Zukunft finden, egal wie diese Wege konkret aussehen werden und wer sie letztlich gehen wird. Denn das gilt auch für eine altgewordene Gemeinschaft: *„Wo Gott ist, da ist Zukunft.“* [28]

Der Konvent im Jubiläumsjahr 2004

Das Kürenzer Kloster heute

Altarmotiv



Kreuz in der Klausurtür

Spiritualität

Was ist Spiritualität?

Die „Spiritualität“ einer Gemeinschaft, eines Ordens darzustellen, hat notgedrungen immer etwas Künstliches, Abstraktes an sich. Die Ordensgründer haben sich ja nicht an einem Markt der „Spiritualitäten“ bedient und eine ausgesucht, um sie ihrem „Werk“ einzuverleiben. Sie waren einfach von der Liebe zu Christus und zu den Menschen erfüllt und haben aus ihr gelebt und gehandelt. Über „Spiritualität“ zerbrachen sie sich nicht den Kopf.

Aber sie hatten ihren je eigenen Charakter, ihre persönliche Geschichte, waren Kinder ihrer Zeit, fühlten sich, genau wie wir, von dem einen Aspekt des Evangeliums mehr angesprochen als von dem anderen, suchten aus dem Evangelium Antworten auf die konkreten Nöte, die ihnen begegneten. So formte sich ihre ganz eigene Sichtweise des Evangeliums, ihr eigener Blick auf Christus und auf die Menschen. Das ging auch in ihre Werke ein und sprach wiederum die Menschen verschieden an. Diejenigen, die ihnen folgten, fühlten sich in der Regel besonders stark angesprochen von der Zielsetzung des „Werkes“, von der konkreten Art, das Evangelium zu leben oder auch von dem Gründer selbst als Zeugen des Glaubens. Aber auch sie, die Nachfolgenden, waren – im Idealfall – in erster Linie von der Liebe zu Christus und zu den Menschen erfüllt. Im *Echo* auf diese Liebe fühlten sie eine innere Verwandtschaft mit den Ordensgründern, weshalb sie ihnen folgten.

Auch der hl. Benedikt und M. Mechtilde hatten ihre je eigene Sicht des Evangeliums. Ihren Spuren versuchen wir zu folgen, denn in unserem Echo auf Gottes Liebe fühlen wir uns ihnen nahe. Ja, sie haben uns geholfen, unsere Antwort zu finden, auch wenn wir den Weg längst nicht so entschlossen gehen wie sie. Ich möchte versuchen, wie in einem Schnappschuss Benedikts und Mechtildes je

eigenen, ganz persönlichen Blick auf Christus zu erfassen. Das Bild, das entsteht, ist sicher nicht vollständig, aber ich hoffe, Wesentliches zu erfassen und weiterzugeben.

Die Bewegung der Liebe Gottes

Was mir bei beiden auffällt: Sie haben eine Sicht auf Jesus Christus, die ein bisschen den Sibyllinischen Bergen um Nursia und den Vogesen um Saint-Dié gleicht. Kein platter, „pflegeleichter" Jesus steht ihnen vor Augen, sondern das Ewige Wort, das Fleisch geworden ist für uns, „*als tiefes Schweigen das All umfing und die Nacht bis zur Mitte gelangt war*"[29]. Sie sehen den Mensch gewordenen Gott im Zenit der Zeiten in der dramatischen Dynamik seines Paschamysteriums, in der Hingabe seines Lebens aus unendlicher Liebe, die den Tod überwindet.

Beide wissen bereits früh in ihrem Leben um tiefe Abgründe der Ohnmacht und Schwachheit im Menschen wie um glasklare Gipfel der Liebe und Freiheit, zu denen der Mensch aufsteigen kann. Davon wissen letztlich alle Heiligen. Aber für Benedikt und Mechtilde läuft diese Sicht des Menschen und des ihm entgegenkommenden Gottes nicht sozusagen als „Hintergrundprogramm" für andere mehr oder weniger festgelegte Werke, die im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen, sondern sie ist ganz vorne, ganz zentral, sozusagen als eigenes unübersehbares „Werk" Gottes im eigenen Herzen und in der eigenen Gemeinschaft – nicht im Ausschluss menschlicher Werke, sondern in der Offenheit, wie sich dieser Blick auf Christus und auf den Menschen aus christlicher Perspektive jeweils äußert und fruchtbar auswirkt.

Beide wissen, dass es im Leben nicht darauf ankommt, Erfolg zu haben, oben zu sein, seicht und leicht durch das Leben zu kommen. Sie wissen, dass wir nur wachsen können bis zum Höhepunkt unserer Freiheit, unserer Beziehungsfähigkeit, unserer Möglichkeiten zu

lieben, wenn wir bereit sind, in die Täler hinabzusteigen, in die Konfrontation mit der Wahrheit unseres Lebens, um an die Quelle zu kommen, aus der wir leben: die Quelle bedingungsloser Liebe. Die können wir uns nicht erkaufen und uns auch nicht einen privaten Stausee anlegen, sondern ihr lebendiges Wasser können wir nur empfangen und weitergeben. Es ist die Liebe, die sich am Kreuz endgültig offenbart hat, von der kein Mensch ausgeschlossen ist. Benedikt und Mechtilde wissen, dass aus dieser Quelle die Kraft kommt, die uns auf zuvor ungeahnte Gipfel zu heben vermag, denn nur sie kann unsere tiefste Sehnsucht stillen.

Diesen Weg des Abstiegs ist Jesus Christus selbst gegangen, aus Liebe zu den Menschen. Nicht weil er es nötig gehabt hätte! Er ist – als Gott – in unsre Wirklichkeit hinabgestiegen, um uns nahe zu sein – als Mensch. Seine Bewegung *geht* nicht zur Quelle, wie bei uns, er selbst *ist* die Quelle in dieser Bewegung der Liebe, die er als Gott selber IST. Und er hat uns durch diese „Geste" der Menschwerdung, die für Jesus zunächst tödlich endete, durch unser eigenes Menschsein und durch das Nadelöhr unserer eigenen Sterblichkeit hindurchgeführt in eine ganz neue Dimension. In ihr wird jetzt schon unser Leben zu einem einzigen Osterlob in Gemeinschaft mit dem Auferstandenen.

Benedikts Blick auf Jesus Christus

Wenn Benedikt sagt: *„Darum wollen wir uns seiner Unterweisung niemals entziehen und in seiner Lehre im Kloster ausharren bis zum Tod. Wenn wir so in Geduld an den Leiden Christi Anteil haben, dann dürfen wir auch mit ihm sein Reich erben"*[30], dann sagt er damit: Lasst uns doch teilnehmen an dieser Bewegung der Liebe Gottes, die uns so entgegenkommt! Lasst uns so leben, dass diese Liebe in uns wirken kann und wir aus dieser Perspektive die Menschen sehen können! Lasst uns hören auf das, was sie uns zu sagen hat! Und lasst es uns *gemeinsam* tun, denn nur *gemeinsam* wird Christus uns

zum Leben in Fülle führen können! Gemeinsam in diese Bewegung der Liebe einschwingen, gemeinsam dabei bleiben, gemeinsam in diese Bewegung immer wieder zurückkehren, wenn wir uns entfernt oder blockiert haben – das versprechen wir in der Profess. Es ist der Kern des monastischen Lebens, der sich mit dem Kern des christlichen Lebens deckt. Mehr „Spiritualität" haben wir Benediktinerinnen und Benediktiner eigentlich nicht. Die eucharistische Frömmigkeit ist hier mit drin. Alles, was ich sonst noch sagen könnte, ist bestenfalls eine Entfaltung, eine Ein-ordnung in den Alltag, ein konkreter Ausdruck im klösterlichen Rahmen (der aber auch ganz anders aussehen könnte) – ob ich von Gotteslob, Lectio Divina, Arbeit, Gehorsam, Schweigen, Demut, Gastfreundschaft, Tagesablauf oder sonst etwas rede.

Noch einmal: Von allen „Szenen" des Lebens Jesu – auf welche schaut Benedikt am meisten? Wie sieht er Jesus? Gregor der Große überliefert uns in seiner Biografie des hl. Benedikt eigentlich nur eine einzige ausdrückliche Christusbegegnung, nämlich unmittelbar vor seinem Tod, als Benedikt den Leib des Herrn empfängt und stehend mit erhobenen Armen sein Leben in die Hände des Schöpfers zurückgibt. Man mag es belächeln, wenn Mechtilde de Bar diese Szene für ihr Institut für so wichtig hält, als hätte Benedikt damals schon „eucharistische Anbetung" gehalten. Aber wer sie belächelt, hat sie vielleicht nur nicht richtig verstanden. Vielleicht hat sie doch etwas sehr Wesentliches von Benedikts Sicht auf Christus erfasst. Diese Szene zeigt wie in einem Gemälde, worauf Benedikt hin gelebt hat, wie er den ihm entgegenkommenden Herrn gesehen hat: Fleisch und Blut geworden für uns, und als solcher immer gegenwärtig für den, der ihn empfängt. Benedikt stirbt in einer aufrechten, anbetenden Haltung, im sprachlosen Staunen vor dieser Liebe, die den Tod überwunden hat, als er gerade den Leib des Herrn empfängt. Schöner kann ein Mensch wie er nicht sterben, der sein Leben lang auf diese ihm über alles gehende Liebe hin gelebt hat.

Wer dieser Herr für ihn ist, verrät Benedikt uns näher in seiner Regel. Er nennt ihn übrigens nie Jesus, sondern immer nur Christus. Er hat offenbar vor allem den Auferstandenen vor Augen, und zwar sehr konsequent. Er sieht ihn aber, auch als „Erhöhten", nicht abgehoben und distanziert, sondern in jedem Menschen gegenwärtig: gegenwärtig in den Abgründen des Menschen, sogar in den „Begierden des Fleisches", wagt er zu sagen, in Berührung mit den Wundmahlen des Menschen, die Jesus auch als Auferstandener an sich trägt. Der Bezug zur Inkarnation ist nicht zu übersehen.

Benedikt nennt ihn *„den wahren König"*[31], er ist für ihn der Fels, an dem er böse Gedanken zerschmettern kann, bevor sie Macht über ihn und andere gewinnen[32], er sieht in ihm den Garant für die Einheit unter den Brüdern[33]. Benedikt schaut auf ihn als das vorausgehende Licht[34], als die große Liebe, die ihm über alles geht, für die sich jeder Einsatz lohnt, der absolut nichts vorzuziehen ist.[35] Er sieht ihn im Kranken[36], im Fremden[37], im Armen[38], im Abt[39] – wobei er im Gegensatz zum Kranken, Fremden und Armen beim Abt interessanterweise nicht von „Gegenwart" sondern bloß von „Vertretung" Christi spricht, auch wenn er den Abt mahnend daran erinnert, dass er mit dessen Namen (Abbas) angeredet wird. Jesus Christus ist für Benedikt schließlich der, der alle gemeinsam zum ewigen Leben führt.[40]

Mechtildes Blick auf Jesus Christus

Und Mechtilde? Je länger ich mich mit ihr beschäftige, um so mehr erkenne ich, wie sehr sie durch und durch Benediktinerin ist. Auch sie lebt zutiefst von dieser Bewegung der Liebe Jesu Christi, die sie mit ganzen Herzen nachvollzieht. Wenn Benedikt seine Sicht als Mann an der Schwelle zum Mittelalter ausdrückt, so tut sie es als Frau im Morgengrauen der Neuzeit, mit einer guten Portion barocker Lebendigkeit und Dramatik in ihrer Sprache, die uns Soft-Katholiken der Postmoderne in ihrer Wucht manchmal irritiert. Da-

bei sagt sie eigentlich nichts „Schwereres“ als Benedikt – denken wir nur an manche Aussage in seinem Demutskapitel! Sie hält sich nur etwas länger auf an schweren „Brocken“, die Benedikt nüchterner und knapper erwähnt, und vielleicht irritiert manche scheinbare Härte aus weiblicher Feder ohnehin mehr als aus männlicher. Dabei hat Mechtilde mit ihrer „Dramatik“ vielleicht gar nicht einmal so Unrecht – ganz abgesehen davon, dass sie sich, wie Benedikt, auf der Wellenlänge der Heiligen Schrift bewegt. Denn sobald uns Menschen gewohnte Sicherheiten wegbrechen, sieht es in der Tat schnell dunkel und dramatisch in uns aus, und wir fürchten uns panisch vor dem Nichts, in das wir uns zurückgestoßen fühlen – auch wenn wir es nach außen oder sogar uns selbst gegenüber nicht gern zugeben. Sie nimmt da kein Blatt vor den Mund, und vielleicht stört sie gerade deswegen! Aber sie nimmt damit eben auch die Erfahrung der Menschen ernst, die sich oft genug ins Nichts gestoßen und von Gott abgeschrieben fühlen – ob es uns gerade passt oder nicht.

Ob wir heute in unserer dramatischen Verunsicherung, die immer noch gnädig von mancher technischen Faszination zugedeckt wird, wirklich so anders sind als die Menschen des 17. Jahrhunderts, die sich langsam mit den ersten Vorzeichen der geistigen Tsunamis der Aufklärung konfrontiert sahen?

Versuchen wir, uns beim Lesen ihrer manchmal wirklich etwas anspruchsvollen Texte von den Buchstaben etwas zu lösen und zu erkennen, wohin Mechtilde eigentlich *blickt*, während sie schreibt. Nicht nur aufs Papier, auf dem schwarz auf weiß ihre Worte zu lesen sind! Wenn sie sagt: *„Die Seele ist solange der Entmutigung unterworfen, bis sie in ihrem Grund den Abgrund ihres Elend, ihres Nichts und ihrer Ohnmacht erkennt und erlebt, wie sie durch die Kraft und Stärke Jesu Christi wieder aufgerichtet wird, bis sie aus eigener Erfahrung weiß, wie sehr sie wirklich von seiner Gnade abhängig ist“,* dann starrt sie eben *nicht* in ein absolutes bodenloses Nichts, sondern blickt auf Jesus Christus, der sogar in den tiefsten Abgründen

bei uns ist. Wo andere nur undurchdringliches Dunkel sehen und ängstlich wegschauen oder unbarmherzig ausleuchten, genau da schaut sie wach und ruhig hin, sieht im Glauben *ihn* und nimmt das Licht seiner Gegenwart wahr, seinen liebevollen Blick auf den Menschen, der ihm Ansehen und neues Leben schenkt, wo dieser nur Ohnmacht erlebt. Wo andere entsetzt ins kalte Nichts starren, da erahnt sie die Wärme von Gottes unendlicher Liebe, die das All erfüllt. Wo andere in die pure Verzweiflung stürzen, da erkennt sie *ihn*, als die Hoffnung in Person, die den Menschen *auffängt*, als das lebendige Wasser aus der tiefsten Quelle, wo die Abgründe des Todes zu Brunnenstuben des Lebens werden – weil sie überzeugt ist: Gott ist überall da, auch in den tiefsten Abgründen, auch dann, wenn unsere Sinne ihn nicht wahrnehmen. Seine Liebe ist stärker als der Tod.

Aber sie erinnert daran: Wer an seiner Liebe teilnehmen will, findet nicht nur für sich selbst neues Leben, sondern nimmt auch an ihrer Bewegung zu den Menschen teil und damit auch an der gefühlten Dunkelheit der Mitmenschen. Das kann unter Umständen noch einmal dramatisch werden. Aber diese Anteilnahme, ob im Gebet oder im sichtbaren Kontakt, ist leuchtendes und wärmendes Licht auf einer tiefen Ebene der Communio, die alle Menschen miteinander verbindet. *„Seid nicht nur eine leuchtende Lampe, sondern eine Lampe, die leuchtet und wärmt!“* empfiehlt sie einmal ihren Mitschwestern – in einer Zeit, die längst plant, die Abgründe des Menschen mit kaltem Licht gnadenlos auszuleuchten. Sie leuchtet und wärmt inmitten der Dunkelheit und Kälte der schweren Kriegszeiten, inmitten neuer Haltlosigkeit, die das geistige Fundament der Menschen nachhaltig erschüttern wird. Nicht kalt ausleuchtend, nicht aggressiv durchleuchtend, sondern in liebevoller Anteilnahme er-leuchtend und wärmend muss sie gerade dort sein! Sie gibt jeden Widerstand, mit dem wir uns normalerweise vor der Konfrontation mit Dunkelheit und Grenzen, mit Endlichkeit und Sterblichkeit krampfhaft sträuben, vollständig auf. Aber nicht in einer zynischen Weise, sondern in Gemeinschaft mit Christus, der in unsere Abgrün-

de hinabsteigt. *Das* müssen wir immer mitbedenken, wenn wir sie vom „*Sterben*“, vom „*Nichts*“ oder vom *„annéantissement“*[41] reden hören, womit sie nichts anderes als die Konfrontation mit unserem „*Nullpunkt*“ meint im Angesicht der ewigen Liebe Gottes, die uns ohne jede Bedingung liebt! Sie hat jede Angst vor dieser Konfrontation grundsätzlich verloren, weil der Glaube an Jesu Gegenwart alles überragt. So gesehen, ist sie bestens auf die neue Zeit vorbereitet, lebt sie bereits lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das sich mit den Veränderungen der Neuzeit intensiv auseinandersetzen wird, ihr ganz persönliches „Aggiornamento“ im Glauben.

Es ist nicht so schwer zu erkennen, worum es Mechtilde geht: um *Beziehung,* um *Nähe*! Es geht ihr beim inneren „Sterben“, von dem sie oft spricht, nicht um ein dumpfes Stillhalten, wie es die „Quietisten“[42] forderten, als wolle Gott uns wie Mumien im Staub liegen haben; es geht ihr nicht um ein apathisches Ausharren im Dunkeln, in der Bedeutungslosigkeit, weil man da zumindest nichts anstellen könne; schon gar nicht meint sie den Tod der Beziehungslosigkeit, weil man ja bei Gott doch nichts ausrichten könne, wie die Jansenisten[43] meinten. Nein, es geht ihr um *Beziehung pur*, ohne sich aufhalten zu lassen, um das *Teilnehmen*, *Nachvollziehen* dieser Liebe Gottes, um das *Erfassen* ihrer Harmonie, wenn sie mit unserem Wesen zusammenklingt, den tiefsten Bass – die geschöpfliche Erfahrung der Erde, der Sterblichkeit, der Unzulänglichkeit, des „Nullpunkts“ – eingeschlossen.

Es geht ihr um die *Freiheit*, dieser Liebe zu antworten, die so sehr das All erfüllt, dass selbst das gefürchtete „*Nichts*“, das langsam als neue Grunderfahrung der sich allmählich entwurzelnden Menschen heranrollt, zu *nichts* wird! Hören wir sie im (übersetzten) Originalton: *„Bewahrt eure Freiheit ganz! Erinnert euch daran, dass Gott sie euch als Geschenk gegeben hat, aber nicht, um sie in die Tyrannei eurer Eigenliebe gefangenzugeben. Nichts möge euch also in dieser Welt aufhalten; Gott allein soll uns genügen.“*[44]

Auf welche „Szene“ im Leben Jesu blickt nun Mechtilde? Wie sieht sie ihn? Man könnte viel darüber sagen. Sie sieht ihn, wie er bei der Verkündigung nach dem hochherzigen Ja seiner Mutter durch die Kraft des Heiligen Geistes im Leib der Gottesmutter Fleisch annimmt. Sie sieht ihn in der Krippe, im Abendmahlssaal, am Kreuz, im tiefen Schweigen des Karsamstags. Sie sieht ihn als Auferstandenen, der den Jüngern seinen Frieden gibt und sie an seinem österlichen Leben teilnehmen lässt. Sie sieht ihn vor allem im Paschamysterium, im Geheimnis des „Durchgangs“, der Entäußerung und Erhöhung. Sie kann fast nicht an Jesus denken, ohne diese Dynamik der Liebe Gottes im Blick zu haben. Jesus ist für sie niemals „statisch“, sondern immer in der Bewegung der Liebe, in die er uns mitnimmt, gerade auch dann, wenn sie ihn während der Aussetzung oder im Tabernakel anbetet. Die Bewegung der Liebe führt sie mitten ins Herz des dreifaltigen Gottes hinein und zugleich mitten in die Abgründe des menschlichen Herzens hinein.

In diese Bewegung der Liebe hat Christus uns in der Taufe hineingenommen. Sie schreibt darüber: *„Die Taufe gestaltet uns dem Tod und dem neuen Leben Jesu Christi gleich. Darin besteht die grundlegende Gnade des Christentums.“*[45] Oder: “*Eure Taufe ist ein Ausdruck des Todes Jesu am Kreuz und seiner Auferstehung. Ihr müsst zu diesen Geheimnissen in Beziehung treten und euch mit ihnen vereinen.“*[46] Interessant ist auch, was sie über das Verhältnis von Taufe und Profess sagt, womit sie bereits den Nerv der Tauf- und Ordenstheologie des Zweiten Vatikanischen Konzils lange vor diesem Großereignis des 20. Jahrhunderts berührt: *“Unsere Ordensgelübde sind nur ein Mittel, um dahin zu gelangen, was wir in der Taufe gelobt haben, woran man aber nicht mehr denkt.“*[47]

Was ihr Blick auf Jesus betrifft, möchte ich mich jetzt genauer auf einen „Schnappschuss“ konzentrieren: Jesus beim Letzten Abendmahl, während er seine Jünger ansieht und zu ihnen spricht: *„Ich habe mich sehr danach gesehnt, vor meinem Leiden dieses Paschamahl mit euch zu essen.“*[48] (Lk 22,15) Es ist ein biblisches Lieblingszi-

tat Mechtildes, das sie für sich so „übersetzt“: *„Ich habe mit großer Sehnsucht verlangt, mich euch zu geben, um euch meine Gnade mitzuteilen, um euch mit meinem Feuer zu entflammen, damit ihr davon verzehrt und in mich umgewandelt werdet. So seid ihr, die ihr nicht von Natur aus Gott sein könnt, es doch durch meine Gnade und durch die Vereinigung mit mir.“*[49] Interessant, was sie hier mit gewagten Worten aufgreift, welche Grundsehnsucht des Menschen Jesus über die Eucharistie erfüllen will – und sich sogar danach sehnt, dies tun zu können! Zu sein wie Gott! Dabei hat doch genau dieses Verlangen zum Sündenfall geführt! Gott selbst aber will, so Mechtilde, dass das tiefste Verlangen des Menschen erfüllt wird, er hat es zur „Chefsache“ erklärt, es ist seine eigene Sehnsucht, dass dies geschieht! Aber über *Teilhabe*, nicht über Raub, über *Vertrauen*, nicht über Misstrauen, über die *Anbetung der Ewigen Liebe*, nicht über selbstanbetendes Verabsolutieren des eigenen Verlangens, über *Freundschaft*, nicht über Konkurrenzkampf.

Hier kommt in Mechtildes Augen die Sehnsucht der Liebe Gottes zum Ausdruck, die sie ihr Leben lang beschäftigt: sich in Jesus Christus den Menschen total zu schenken, und zwar für alle Zeiten – damals in Jerusalem und leiblich konkret für die Menschen aller Zeiten in der Eucharistie. Es ist die Sehnsucht nach dem Vertrauen des Menschen, nach der Begegnung mit ihm. Nicht, weil Gott etwas fehlen würde, sondern weil er die Liebe in Person ist, und Liebe sucht Beziehung mit dem Geliebten, wartet auf Antwort, sucht das Einssein in dieser Liebe. Sie leidet, solange die Liebe ins Leere geht, weil die gemeinte Person sich verschließt – so sehr es zum Wesen der Liebe auch gehört, die Freiheit der geliebten Person zu respektieren. Gerade deswegen ist sie ja „gekreuzigt“, angenagelt an der Balance zwischen Sehnsucht und Respekt!

Nur das Vertrauen, die Bereitschaft, eine so unfassbare Liebe *kommunizierend* aufzunehmen – im wahrsten und weitesten Sinne des Wortes – und zu beantworten, kann nach Mechtildes Überzeugung der Liebe Gottes genügen. Nur das kann ihre Sehnsucht nach Ge-

meinschaft mit uns Menschen und unsere Sehnsucht nach unendlicher Liebe stillen, nur das „löst“ sie von der Zerreißprobe des Kreuzes und gibt ihr Raum in dieser Welt.

In den ersten christlichen Jahrhunderten wurde der Auferstandene oft am Kreuz dargestellt – nicht leidend, sondern triumphierend, aber eben am Kreuz. Natürlich zeigt diese Darstellung, wie sich am Kreuz die erlösende, den Tod überwindende Liebe Gottes offenbart und damit Karfreitag und Ostern zutiefst eins sind. Man kann diese Darstellung aber auch als Symbol dafür sehen, dass diese Liebe, obgleich sie den Tod überwunden hat, immer noch – auch und gerade in der Gestalt der Eucharistie – „ausgestreckt“ zwischen Sehnsucht und Respekt auf unsere freie Antwort wartet.

Genau diese Antwort, dieses Vertrauen des Menschen bleibt oft noch aus. Hier sieht Mechtilde die „Schuld“ des Menschen. Sie meint damit „Schuld“ nicht so sehr moralisch, jedenfalls nicht in erster Linie, nicht als etwas, das man „angestellt“ hat, sondern mehr als „Etwas-schuldig-Bleiben“. So sehr die Gräuel gegen die Eucharistie, die sie mitbekommt, sie zutiefst treffen, so beschäftigt sie gar nicht einmal *primär* das, was da nach außen sichtbar angestellt worden ist: die zerstörten Kirchenräume und Tabernakel oder gar die hingeworfenen und zertretenen Hostien. Natürlich erschüttert sie das, und es verletzt zutiefst ihre religiösen Gefühle, wie die jedes Gläubigen. Aber was sie nicht in Ruhe lässt, ist nicht so sehr die sichtbare Spur der Verwüstung im Gotteshaus, die bald auch wieder aufgeräumt und irgendwann vergessen ist. In ihrer *„Amende honorable“*, dem täglich zu betenden „Sühnegebet“, das für die Identität der Benediktinerinnen vom Hlst. Sakrament konstitutiv ist, *erwähnt* sie diese Frevel noch nicht einmal! Nur wir Deutschen haben sie in einer nachkonziliaren Neufassung dieses Gebetes seltsamerweise erwähnt. (Kein Wunder, dass es in Deutschland inzwischen fast nicht mehr gebetet wird!) Nein, was Mechtilde beschäftigt, das ist die Verkennung der Liebe Gottes, die fehlende Antwort, das verweigerte Vertrauen. *Das* will sie ausgleichen, wohl wissend, dass das

eigentlich gar nicht geht, wie sie im ersten Kapitel des „Wahren Geistes“ und in ihrer *„Amende honorable“* mit zarten Worten zugibt, indem sie dieses „Tun“ lediglich als *Wunsch* äußert – mit der kindlichen Überzeugung, dass Gott, dem alles möglich ist, diesen Wunsch annehmen kann. Sie „sammelt“ einfach den geschuldeten Dank der Menschen in ihrem Herzen und dankt *für sie* Gott für seine Liebe und sein Erbarmen, betet *für sie* seine Liebe an, die sich nicht gescheut hat, so konkret auf uns zuzukommen und sich uns auszusetzen.

Und unser Blick auf Jesus?

Wie sehen wir Kürenzer Schwestern Jesus? Hat unser Blick auf ihn Ähnlichkeit mit dem unserer Gründer? Wir wären wohl nicht hier, wenn sie uns nicht in irgendeiner Weise angesprochen hätten. Aus Gesprächen mit alten Schwestern weiß ich, dass der Gedanke der Anbetung sie stark angesprochen hatte, als sie ins Kloster gingen. Um diese Anbetung zu leben, nahmen sie vieles auf sich, auch manchen damals üblichen Brauch im Kloster, den sie übertrieben fanden, womit sie nicht ganz einverstanden waren, den sie aber still duldeten. Sie hätten auch gehen können, taten es aber nicht – um der Anbetung willen. Das hat mich als Novizin sehr beeindruckt, als alte Schwestern mir davon erzählten auf meine Frage hin, wie sie früher manches hatten aushalten können. Heute mag das Motiv der Anbetung bei Eintretenden weniger ausgeprägt sein, aber der Bezug zur Eucharistie ist auch bei den Jüngeren unter uns recht deutlich. Und natürlich prägt uns der klösterliche Rhythmus, der ja das Ziel hat, die wesentlichen Aspekte unserer Spiritualität zu schützen.

Mit Sicherheit könnten wir noch eine Menge lernen von Benedikt und M. Mechtilde. Mit Sicherheit lässt im Vergleich zu deren Entschlossenheit unsre eigene zu wünschen übrig. Aber die konkreten Erfahrungen der letzten Jahre haben uns in einer ganz neuen Weise im Wirkungskreis dieser „Bewegung der Liebe Christi“, von der sie

fasziniert waren, gehalten oder noch tiefer in sie gebracht, trotz mancher Spannung aufgrund der neuen Herausforderungen. Wir erleben, wie gewohnte Sicherheiten wegbrechen – nicht mehr durch Krieg oder Epidemien, sondern jetzt geht es in ganz anderer Weise an die Substanz. Früher konnte man immer wieder auf Neuanfänge hoffen, selbst nach schweren Zerstörungen und Seuchen wieder mit neuen Eintritten rechnen. Heute ist das anders. Heute leben wir viel mehr mit fragenden Augen in einer Haltung des Abschiednehmens. Damit meine ich nicht Resignation oder Hoffnungslosigkeit! Aber schon das Bewusstsein, dass wir sehr viel loslassen müssen, was praktisch 150 Jahre lang in der Weise kein Thema war. Das gilt übrigens nicht nur für uns, sondern für die ganze Kirche in Europa.

Aber wie Benedikt sagt, überall ist Gott gegenwärtig, auch in der Erfahrung der Ohnmacht. Mit Mechtilde schauen wir nicht ins bodenlose Nichts, sondern stellen uns diesen Erfahrungen mit dem Blick auf Jesus Christus, der uns entgegenkommt. So versuchen wir, das zu tun, was jetzt dran ist, um vernünftige Wege zu finden. Wir haben immer noch eine Antwort zu geben – auf die Liebe Gottes, an die Menschen unserer Zeit. Es bleibt spannend. Es ist ein bisschen wie Karsamstag. Wir sind mittendrin in der Dynamik des Paschamysteriums.

Ich schließe diese Gedanken über unsere Spiritualität, die jetzt doch etwas länger geworden sind als ein „Schnappschuss“ , mit einem letzten ermutigenden Wort von M. Mechtilde, das uns wahrhaftig zum Staunen bringen kann:

„Gott hat in sich nichts,
das er uns nicht in der heiligen Kommunion gibt.“[50]

Was kann uns da fehlen?

Literatur

Geschichte des Klosters der Benedictinerinnen v. hl. Sacramente der Ewigen Anbetung zu Trier. (Handschrift, nach der Einleitung wahrscheinlich von einer Peppinger Schwester um 1921 verfasst, befindet sich in Trier).

- Jakob Wilhelm Kerscht, Das Kloster der Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung in Trier, Langsur 1922 (Es handelt sich um einen fünfteiligen Beitrag zur Geschichte des Klosters, der auch in mehreren Ausgaben der Trierischen Landeszeitung erschien).

- Im Dienst der hl. Hostie, Peppingen 1933

– Gaston Charvin, L'Institut des Bénédictines de l'Adoration Perpétuelle du Saint-Sacrement, des origines à nos jours (1652-1952), in: Priez sans cesse. Trois cent ans de prière, Paris 1953, S. 136-138.

– Gerhard Ribbrock, August und Wilhelm Rincklake, Trier-Kürenz, Benediktinerinnenkloster, in: Historismusarchitekten des späten 19. Jahrhunderts, Bonn 1985, S.148-151.

– Eugen Reiter, Da sein, weil Gott auch da ist. Die Benediktinerinnen von Kürenz und ihr Leben in Gebet und Arbeit, in: „Paulinus" (1989) S. 21f.

– Pfarramt St. Agritius: Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Pfarrei St. Agritius, Trier 1990.

– Hiltrud Holzberger, Das Trierer Kloster der Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung, in: Neues Trierisches Jahrbuch (1991) 53-68; (1992) 85-110; (1996) 113-131; (1999) 153-169; (2000) 191-217.

– Scholastika Schuknecht/ Mirijam Schaeidt, Trier, Bethanien, in: Bayerische Benediktinerakademie Bayern in Verbindung mit dem

Abt-Herwegen-Institut Maria Laach (Hg), Germania Benedictina IX, Rheinland-Pfalz und Saarland, St. Ottilien 1999, S. 895-901.

– Martin Persch/ Bernhard Schneider (Hg), Geschichte des Bistums Trier, Band 4: Auf dem Weg in die Moderne, Trier 2000, S. 233f.

– Sr. Marie-Catherine Castel, Mère C. Mechtilde de Bar. Simple approche. Bayeux 1998

– Marcel Albert (Hg), Frauen mit Geschichte, St. Ottilien 2003

Archivalien

Koblenz LHA: Bestand 403 (Oberpräsidium der Rheinprovinz), Nr. 9699; Bestand 442 (Regierung Trier), Nr. 3950; 3951; 3952; 3962; 4308; 5051; 5052; 8515, 8516
Peppingen KlA: Klosterchronik der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament, Peppingen
Trier BAT: Klosterakten B III 7 Bd. 34.
Trier KlA: u.a. Klosterchronik der Benediktinerinnen vom Heiligsten Sakrament, Trier
Extrait des Annales du Monastère des Bénédictines de l'Adoration Perpétuelle du très Saint-Sacrement de Saint Nicolas de Port. (Die Abschrift aus dem Jahr 1921 stammt von der Priorin Mère Scholastique aus Saint-Nicolas de Port, die nach der erzwungenen Auflösung von Saint-Nicolas als Madame Hélène Parisot privat in Nancy lebte, und handelt über die Trierer Gründung und das Leben der Gründerschwestern.)
Trier, St. Agritius, Pfarrarchiv: Chronik der Pfarrei St. Agritius
Trier StAT: Tb 1/30 und Tb 1/1370. Hausakten Gartenfeldstraße 24.
Trier, Vincentinum KlA: Chronik der Gründung, der Geschichte und Geschicke des Vincentinums 1933-1953, S. 262.
Wiltingen, Pfarrarchiv: Pfarrchronik von Wiltingen, verfaßt von Dechant Christoph Schauffler, S. 231f, 237, 241

Anmerkungen

[1] Heute Norcia, in der Nähe von Perugia

[2] Trier, Stadtarchiv, Tb 1/30

[3] *»Ces différents échecs, en fait de fondation, nous portaient à croire que le Seigneur ne demandait pas de nous de telles œuvres, que nous n'étions pas destinées à propager notre Institut, mais seulement à nous affermir dans l'esprit qui lui est propre. »* (Aus der Chronik von Saint-Nicolas de Port)

[4] « *Cependant la Divine Providence en disposa autrement et sans que nous puissions aucunement pressentir.* » (Aus der Chronik von Saint-Nicolas de Port; Abschrift, die die letzte Priorin von Saint-Nicolas, M. Scholastique, 1921 für den Trierer Konvent besorgte.)

[5] « …*pour soutenir le chant de la psalmodie, les postulantes allemandes ne lisant pas assez bien le latin pour faire leur partie seules »* (Aus der Chronik von Saint-Nicolas de Port)

[6] Trier, Klosterarchiv

[7] Aus der Abschrift der Klosterchronik von Saint-Nicolas de Port

[8] Bistumsarchiv Trier: B III 7 Bd. 34, Blatt 44. Brief an Bischof Matthias Eberhard mit dem Eingangsdatum vom 15.5.1875.

[9] Diesen Eindruck vermittelt zumindest die Trierer Chronik. Dagegen stellt die Peppinger Chronik Clara Koch schonungslos an den Pranger. Demnach soll der wahre Beweggrund für ihren Austritt in ihrer Natur gelegen haben, da diese angeblich *„zu sehr ihre Freiheit liebte und dieselbe bei beständigem Kampfe müde ward".* Die von ihr angegebenen Gründe seien nur willkommene Vorwände gewesen, um dabei ihr Gesicht nicht zu verlieren. Die teilweise äußerst polemische Darstellung kann kaum als glaubwürdiges Zeugnis gelten, wenngleich durchaus neben den eher äußeren Motiven auch ernsthafte persönliche Schwierigkeiten im Kloster – sie selbst erwähnt ihre schwache Gesundheit –, die wiederholt zu Konflikten geführt hatten, eine nicht unwesentliche Rolle bei der Entscheidung spielen mochten.

[10] ebd.

[11] *Geschichte des Klosters der Benedictinerinnen v. hl. Sacramente der Ewigen Anbetung zu Trier*, wahrscheinlich von einer Peppingen Schwester 1921 verfasst

[12] Damals wurden alle Chorschwestern nach 16 Professjahren „Mutter" genannt.

[13] Die zunächst befremdende Härte des Bischofs gegenüber Clara legt die Vermutung nahe, dass tatsächlich Schwierigkeiten vorausgegangen waren,

wie aus der Peppinger Chronik anzunehmen ist. Allerdings widerspricht Clara nun mit ihrem Verhalten eindeutig dem ausschließlich negativen Bild, das die Peppinger Chronistin von ihr zeichnet.

[14] Das Mobiliar des Klosters war nach der Vertreibung 1875 wahrscheinlich teilweise nach Luxemburg gebracht, teilweise verkauft worden, um die Situation der mittellosen Flüchtlingsschwestern aufzubessern.

[15] Hyazinthe Puricelli (1832-1899) war eine Urenkelin des ehemaligen Trierer Oberbürgermeisters Anton Joseph Recking (gest. 1817) und Ehefrau eines der Besitzer der Rheinböller Hütte, Eduard Puricelli. Mit ihren großzügigen Stiftungen für kirchliche und soziale Zwecke – u.a. dem Eduardstift auf dem Helenenberg bei Welschbillig, einer Einrichtung für schwer erziehbare Jungen – ging sie in die Geschichte des Trierer Bistums ein. Am 19. März 1897 schloss sie sich als Oblatin dem Kloster an und starb zwei Jahre später, am 5. Februar 1899, an einem Schlaganfall.

[16] Trier, Klosterarchiv

[17]Nach dem Einschreibe-Buch, in dem Name, Datum und Anbetungsstunde (später auch Herkunft) jedes Mitglieds angegeben ist, bestand diese Bruderschaft von 1889 bis 1951. Es sind insgesamt 731 Einträge verzeichnet.

[18] Trier, Klosterarchiv

[19] ebd.

[20]Die Klöster hatten aufgrund der Kulturkampfgesetze bis nach dem Ersten Weltkrieg kein Eigentumsrecht.

[21] In besseren Zeiten sollte die provisorische Zimmerkapelle durch eine am nördlichen Teil des Klostergebäudes angebaute Kirche abgelöst werden. Nach dem leider nie zur Ausführung gelangten Entwurf Rincklakes von 1923 schloss sich im Norden an den vorhandenen Bau ein Erweiterungsbau an mit einer nach Westen hin verlagerten Front um einen vom Kreuzgang umgebenen Innenhof. Die einschiffige, gewölbte Kirche bildete den Mitteltrakt zwischen Alt- und Neubau, ein Treppenhaus und der Turm waren als Bindeglied eingefügt. Ein weiteres, parallel zum bestehenden Trakt stehendes Gebäude sollte den ausdruckslosen Altbau in den Hintergrund treten lassen. Rincklake verwendete in seinem Entwurf neben historistischen Formen dem Barock entlehnte Stilelemente. Trotz der Zuversicht des Konventes, in absehbarer Zeit wenigstens die Klosterkirche bauen zu können, konnte aufgrund der damaligen finanziellen Misere und späterer unüberwindlicher Hindernisse dieser Plan niemals verwirklicht werden.

[22] Vgl. Trierische Landeszeitung vom 26.5.1922: „Abschied de Benediktinerinnen vom Gartenfeld“

[23]Im Zweiten Weltkrieg wurde die 1940 zur Vikariekirche der neu entstehenden Gemeinde St. Agritius erhobene ehemalige Klosterkirche völlig zerstört. Nach einer provisorischen Zwischenlösung entstand 1970 wenige Meter oberhalb der alten Klosteranlage die neue Pfarrkirche St. Agritius der 1961 zur Pfarrei erhobenen Vikarie, die allerdings bei der Zusammenlegung der Trierer Innenstadtpfarreien im Jahr 2000 wieder zu einer Filialkirche der Pfarrei Liebfrauen geworden ist. Von der Klosteranlage ist heute nur noch ein Teil der Klostermauer zu sehen.

[24] Die beiden Listen mit den geänderten, bzw. noch zu ändernden Punkten – das Zitat ist der zweiten Liste entnommen – wurden vom Bischöflichen Ordinariat Trier zusammen mit einem vom Ordinariat vorbereiteten und vom Kürenzer Konvent beantworteten Fragebogen zur bisherigen Praxis, sowie einem ausführlichen Bericht des Trierer Generalvikars Heinrich von Meurers an das Limburger Ordinariat geschickt, das die Unterlagen für den Johannisberger Konvent angefordert hatte. [Diözesanarchiv Limburg 113 H (1945-67)].

[25]Trier, Klosterarchiv des Vincentinums: Chronik der Gründung, der Geschichte und Geschicke des Vincentinums 1933-1953,
S. 262.

[26] "Die Quelle beginnt zu singen", Leutesdorf 1987

[27] Vgl. Ps 90,12

[28] Benedikt XVI., Leitwort zum Papstbesuch 2011

[29] vgl. Weish 18, 14f

[30] Regel Benedikts, Prolog 50

[31] RB Prol 3

[32] RB Prol 28

[33] RB 2,20

[34] RB Prol 13 und RB 4,10

[35] RB 4,21 u.a.

[36] RB 36,1-3

[37] RB 53,1

[38] RB 53,15

[39] RB 63,13

[40] RB 72,12

[41] Ausdruck aus der Mystik der Zeit, der wörtlich bedeutet: „Zu-nichts-Werden“

[42] Der Quietismus ist eine vom kirchlichen Amt abgelehnte Irrlehre, die sich vor allem im 17. Jahrhundert in Frankreich, Spanien und Italien verbreitete.

„Kernaussage ist, dass der Mensch zunächst sein Ich völlig aufgeben und an Gott übergeben müsse, um danach in völliger Ruhe und Gleichmut zu leben. Sobald dieser Zustand im inneren Gebet, in der Schau Gottes erreicht ist, werden äußere asketische Praktiken eher hinderlich. Der *Quietismus des Gebetes* lehnt daher das mündliche Gebet, den Empfang der Sakramente, überhaupt alle äußerlichen religiösen Formen ab, der *Quietismus des Lebens* zudem die Bedeutung des Tugendstrebens und des Kampfes gegen die Sünde (Askese)." (Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Quietismus)

[43] Der Jansenismus „geht auf Cornelius Jansen (1585–1638), den Bischof von Ypern, zurück, dessen 1640 posthum veröffentlichtes Buch *Augustinus* auf die Heilslehre des Augustinus zurückgreift und sich als Rückbesinnung auf die ursprüngliche christliche Lehre verstand. Er lehrte, dass der in Sünde gefallene Mensch keinen eigenen Einfluss auf seine Erlösung habe, auch nicht durch Mitwirkung in der göttlichen Gnade, sondern dass er dem göttlichen Gnadenwillen völlig ausgeliefert sei. Der Jansenismus geriet schon bald in Gegnerschaft zum Jesuitenorden. (...) Die Jansenisten verurteilten die jesuitische Lehre, nach der die göttliche Gnade und die menschliche Willensfreiheit bei der Erlangung des Seelenheils zusammenwirkten. " (Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Jansenismus)

[44] Köln, in Recherchen XIII, *Tagesgedanken von M. Mechtilde,* S. 104

[45] Köln, in Recherchen XIII, *Tagesgedanken von M. Mechtilde,* S. 59

[46] ebd.

[47] Köln, in Recherchen XIII, *Tagesgedanken von M. Mechtilde,* S. 60

[48] Lk 22,15

[49] Mechtilde de Bar, Konferenz zu Fronleichnam in: Köln, Recherchen XVIII, S. 98.

[50] Köln, in Recherchen XIII, *Tagesgedanken von M. Mechtilde,* S. 87